

B. Grueber del. d. Kunst u. geogr. Anstalt v. Serz & Cie

Verlag v. Lampart & Comp. in Augsburg.

Die Gemsschützen,

oder

Kaiser Maximilians Gefahr

auf

der Martinswand.

Eine Erzählung aus der Vorzeit des Tyrolerlandes

für

die reifere Jugend und Erwachsene.

Von dem Verfasser

von **Reinholds Schicksale** und des **Adelmar.**

Dritte Auflage.

Mit einem Stahlstich.

Augsburg, 1853.

Verlag von Lampart & Comp.

Vorrede.

Die schöne Sage von der wunderbaren Rettung des ritterlichen, hochgefeierten Kaisers Maximilian, von der Martinswand, dem steilsten Felsen in Tyrol, ist weit verbreitet in den deutschen Landen. Gar verschieden wird sie erzählt, und gemeiniglich schreibt man die Erlösung des kaiserlichen Herrn einem Engel zu, welchen Gott gesendet, ihn wegzuleiten von dem grauenvollen Orte. Es habe sich da plötzlich in dem Felsen ein dunkler Gang, den Maximilian vorher nicht erblickte, gezeigt, durch welchen der Bote seinen Schützling in das Thal geführt hätte, worauf er verschwunden sei. Der Verfasser wählte zu seiner Erzählung eine andere Sage, welche sich auf hinterlassene schriftliche Notizen des Kaisers stützen soll und wünscht von ganzem Herzen, daß seine geneigten Leser an derselben abermals den freundlichen Antheil nehmen möchten, welchen sie seinen frühern Erzählungen schenkten.

Im September 1840.

Der Verfasser.

Vorrede.

Die schöne Sage von der wunderbaren Rettung des ritterlichen, hochgefeierten Kaisers Maximilian, von der Martinswand, dem steilsten Felsen in Tyrol, ist weit verbreitet in den deutschen Landen. Gar verschieden wird sie erzählt, und gemeiniglich schreibt man die Erlösung des kaiserlichen Herrn einem Engel zu, welchen Gott gesendet, ihn wegzuleiten von dem grauenvollen Orte. Es habe sich da plötzlich in dem Felsen ein dunkler Gang, den Maximilian vorher nicht erblickte, gezeigt, durch welchen der Bote seinen Schützling in das Thal geführt hätte, worauf er verschwunden sei. Der Verfasser wählte zu seiner Erzählung eine andere Sage, welche sich auf hinterlassene schriftliche Notizen des Kaisers stützen soll und wünscht von ganzem Herzen, daß seine geneigten Leser an derselben abermals den freundlichen Antheil nehmen möchten, welchen sie seinen frühern Erzählungen schenkten.

Im September 1840.

Der Verfasser.

Erstes Kapitel.

Die Hütte im Zirler-Thale.

Ein wonniger Herbstmorgen des Jahres 1489 lächelte freundlich dem Dörflein Zirl im schönen Land Tyrol. Goldglänzend schwamm die reine, heitere Luft um die Häupter der hohen Berge, welche von beiden Seiten das Thal, durchströmt von dem Fluße Inn, umschließen.

Es giebt nichts Herrlicheres auf der Welt, als eine Gebirgslandschaft beim anbrechenden Morgen. Noch sind die Thäler theilweise vom Schleier der Nacht bedeckt, droben aber auf den Säulen und Altären, welche der Herr der Welt geschaffen, auf daß selbst der Kleingläubigste erkenne, glaube und seinen Schöpfer anbete, glüht schon das rothe Morgenlicht; purpurn beleuchtet sind die Silberspitzen der himmelanstrebenden Berge, welche aus dem wogenden Nebelmeere hervortauchen. Und immer weiter aus breitet sich das Licht; von des Gletschers Eis herunter zum nackten kahlen Fels, wo nur dürre verkrüppelte Tannen und Fichten aus dem harten Gestein sich strecken. — Da endlich hat die glühende Sonnenkugel die Kette der Berge gegen Morgen überstiegen und schaut mit vollem Antlitz herunter auf die erwachende Natur. Und siehe, der grünsammtne Teppich des Alpenlandes färbt sich heller und heller, der Alpenblumen bunter Flor hebt das vom

Thau benetzte Haupt dem Himmelslichte entgegen, Leben und Frohsinn herrscht überall. — Dort treibt der Senn die glatten Rinder auf zur Alm, von einem Berge zum andern klingt der Ton der Hörner, in den Dörfern läuten die Glocken harmonisch und herzerhebend durch die Luft. — Das ist der Morgen im Gebirg' mit seinem Zauber, und darum mag auch der Natursohn, welcher aufgewachsen ist in Tyrol, nicht bleiben in fremden Landen, sondern es zieht ihn eine stille Sehnsucht wieder heim in sein trautes Thal; gilt ja doch jedem unverdorbenen Herzen das Vaterland über Alles, und wie der Tyroler das seine liebt, hat er es nicht bewiesen in heißem Kampfe mit seinem Leben und Blute? —

Vor der Thür des kleinen Hauses, eine halbe Stunde von Zirl gelegen, saß Andreas Zipser, der Gemsschütz, und zog eine neue Sehne auf die gewaltige Armbrust. Die helle Morgensonne spiegelte sich in den Fenstern des aus Holz gar zierlich erbauten Hauses, welches, mit einer ringsherum laufenden Gallerie versehen, umrankt war von der Fülle des Weinstocks, der Traube an Traube zählte. Wenige Schritte von dem Schützen weidete sein größter Reichthum, drei prächtige Kühe, und mit fröhlichem Auge überblickte derselbe bald die herrliche Gottesnatur, bald sein kleines Besitzthum. — Andreas war ein Mann in den höhern Jahren, kräftig und stark, und braun verbrannt von der Sonne heißen Strahlen, denen er auf der Höhe der Gebirge täglich ausgesetzt. Herzliche Gutmüthigkeit zeigte sein offnes Antlitz und das klare Auge war das Bild seines unverfälschten Herzens, das lebendig pochte für Gott, dessen unendliche Macht er ja jeden Tag bewundern mußte auf den schwindelnden Höhen, wohin ihn sein Handwerk trieb, — für seinen Kaiser Maximilian,

der den Tyrolern gar hold und zugethan, und für sein Vaterland, an das er gefesselt mit den heiligsten Banden.

Andreas war der berühmteste Gemsschütz weit und breit. Niemals fehlte sein Bolzen das flüchtige Thier. Auf der Berge schnee- und eisbedeckten Gipfeln, über Gletscher und Abgründe jagte er, oft viele Tage lang von Haus abwesend. Stets war er glücklich zurückgekehrt zu den Seinen; nur seit sechs Jahren, seit der Zeit, wo er sein treues Eheweib Martha verlor durch einen jähen Tod, zog der verwegene Schütz nicht so oft mehr in die Berge, sondern überließ das seinem Johannes, dem geliebten Sohne. — Lange Jahre führte Andreas die glücklichste Ehe mit seinem treuen Weibe. Hatte er tausend Mühseligkeiten oft geraume Zeit getragen, Alles entbehrt auf der gefährlichen Jagd, so vergaß er jedes Ungemach, trat er in sein kleines Haus, wo ihm sein Weib und die beiden Kinder Lisbeth und Johannes jubelnd entgegen kamen und nicht wußten, wie sie freudig genug die Rückkehr des geliebten Vaters begehen sollten.

Aber eines Tages war es anders. Von der höchsten Alpenregion kehrte Andreas zurück, und seine Schritte verdoppelnd, eilte er dem Dörflein entgegen. Vierzehn Tage war er bereits abwesend, nur begleitet von einem einzigen Gefährten. Wie freundlich blickte ihm schon von Weitem sein Haus entgegen und hörbar klopfte vor Freude sein Herz, als er vor der Thür stand.

Aber nicht mit lautem Jubel stürmten dem Schützen Frau und Kinder bei seinem Eintritt entgegen, Alles war still im untern Raume des Hauses, keine Stimme hieß ihn willkommen. Dort stand das Spinnrad Marthas, hier lagen die Arbeiten der Kinder Lisbeth und Johannes, welche von der Mutter schon früh zur Thätigkeit angehal-

ten wurden. Andreas überschaute Alles wohlgefällig und stieg dann geräuschlos die kleine Treppe, welche in den obern Theil des Hauses führte, empor; aber auch dort war keine Spur von den Lieben. — „Sie werden am Felsenbrunnen sein," dachte der Schütz, hing seine Armbrust an die Wand, warf die Gemse, welche er auf dem Rücken trug, in eine Ecke und eilte nach der Stelle, wo er die Seinen zu finden hoffte.

Nicht leicht konnte ein reizenderer Aufenthalt gefunden werden, als die Quelle am Felsen. Am Fuße eines Berges, unweit Zirl, wölbte sich eine Grotte von festem Gestein, aus welchem das hellste Quellwasser unaufhörlich in ein ausgehauenes Becken sprudelte. Kleine Bänke, roh aus Holz gezimmert, hatten die Landleute an den Seiten aufgerichtet und Epheuranken umschlangen das von der Natur gesprengte Thor, welches den Eingang bildete. Eine frische erquickliche Luft füllte das Innere der Höhle, die, weil sie nur von geringer Länge, wohl aber ansehnlicher Breite, stets hinlänglich erhellt war. Mochte die ganze Gluth eines heißen Sommertages auf dem Thale ruhen, in der Felsengrotte herrschte die angenehmste Kühlung, weßhalb der fremde Wanderer, der Senn und Schütz gern eine kurze Zeit darin rastete und sich stärkte durch den Genuß des kühlen Wassers. Auch Mutter Martha wanderte gern mit ihren Kindern zur Grotte und, nicht zweifelnd, sie dort zu finden, stand Vater Andreas bald am Eingange. Doch nicht sein treues Weib fand er da, wohl aber sein Johannes, seine Lisbeth saßen weinend und in Trauerkleidern am Brunnen, und ihre Thränen floßen in das helle Wasser, welches murmelnd ins Becken rieselte.

Sprachlos stand der Vater vor den geliebten Kindern,

ein Augenblick und er ahnte Alles. Das Wort erstarb ihm auf der Lippe, krampfhaft arbeitete seine Brust, an welche die Geschwister voll Wehmuth sanken. „Lieb Mütterlein ist hinüber gegangen ins Land der Seligen,“ schluchzte Johannes. „Heut Morgen haben wir sie begraben,“ weinte Lisbeth. — Da fühlte der unglückliche Vater seine Kraft erschlaffen, als sei ihm das Blut erstarrt in den Adern, und keines Wortes fähig wankte er, gestützt auf seine Kinder, nach Haus. — Hier saß er mehrere Tage lang im stummen Schmerze, nur mild erwiedernd die Liebkosungen der Seinen, die weinend an seiner Seite saßen. Endlich aber hatte sein Herz ausgeblutet und die tief geschlagene Wunde neigte sich zur Heilung.

„Wohlan,“ rief er eines Morgens, als er Johannes und Lisbeth erblickte, „Gott hat sie uns gegeben, er hat sie uns genommen, sein Name sei gelobet. Ihr aber, meine Kinder, ihr seid mir geblieben, und wir drei wollen zusammen stehen, bis auch mein Stündlein kommt. Laßt das Weinen, Kinder, schlagt das Auge hell auf zum Himmel, baut auf Gott und euern Vater, dann seid ihr nicht verlassen auf Erden.“

Und von der Stunde an trat das zarte Mädchen Lisbeth an die Stelle der Mutter, und führte den Haushalt mit musterhafter Arbeitsamkeit. Andreas aber nahm den kräftigen Sohn stets mit sich, zog er hinauf in die Berge, und dieser begriff schnell das gefährliche Handwerk. Jahre vergingen so den harmlosen Menschen, fast abgeschieden von allem übrigen Umgange. Nur Martin Schwatzer, der Jugenfreund Johannes und seiner Schwester, kehrte bei ihnen ein.

Martin und Johannes waren die schönsten Jünglinge

des Thales, brav und gottesfürchtig, geliebt und geehrt von Allen. Martin hatte beide Eltern schon früh verloren. Seine Mutter starb, als er noch im zarten Kindesalter stand, und sein Vater, ebenfalls Gemsjäger, verunglückte, als Martin kaum vierzehn Jahre zählte, durch einen unglücklichen Sturz auf der Jagd. Wenig hinterließ er dem einzigen Sohne, aber Andreas Zipser, der treue Freund des Verunglückten, betrachtete den Knaben als ein Vermächtniß und erzog ihn mit seinem Johannes und dessen Schwester. In treuer Liebe hingen die drei Kinder an einander und wuchsen heran zur herzlichen Freude des Vaters Andreas. — Auch Martin wählte das edle Waidwerk zu seinem Berufe und folgte dem Pflegvater zur Gemsjagd. Und als er sein neunzehntes Jahr erreicht, zog er in das kleine Haus, was ihm sein Vater hinterlassen, und der Segen Gottes ruhte auf ihm, wie auf Zipsers stiller Hütte.

Bereits seit einem Jahre vor Anfang unserer Erzählung, war Lisbeth die Verlobte Martins. Vater Andreas hatte gern seine Einwilligung zu dem Bunde gegeben, denn wem konnte er der Tochter Glück sicherer vertrauen, als dem Jünglinge, in dessen Herzen keine Falte, kein Arg für ihn und die Seinigen war.

Es hatten wohl so manche Jünglinge aus dem Ziller-Thale um Lisbeths Hand geworben, von denen einige bei Weitem mehr mit irdischen Gütern gesegnet waren, als Martin Schwatzer. Allein an treuem, rechten Sinn, kurz an allen den Eigenschaften, welche das Jünglingsalter zieren, war Martin einer der Ersten unter Allen und nebenbei trug ihm die Jagd, auf welcher er sehr glücklich war, doch so viel ein, daß er sich nach und nach fast einer gewissen Wohlhabenheit erfreute. Trug er und

Johannes die Felle der erlegten Thiere nach Insbruck zum Verkaufe, so konnten sie versichert sein, daß Niemand besser bezahlt wurde, als sie. Denn nicht nur lieferten Beide immer die besten Felle, weit und breit, sondern sie waren auch ohnehin gern gesehen, wegen ihres herzlichen geraden Wesens, so daß die grämlichsten Kaufleute und Handwerker nicht kürzen mochten den redlichen Verdienst derselben, durch kleinliches Abhandeln.

Wir haben jetzt den geneigten Leser hinlänglich mit den lieben Menschen bekannt gemacht, in deren Kreis wir ihn führen wollen, und nehmen darum den Faden unserer Erzählung wieder auf.

Andreas hatte seine Armbrust gerichtet, und zog prüfend die festgedrehte Schnur an, welche er aufgespannt, dann aber trat er einige Schritte seitwärts, legte einen Bolzen auf und ließ das Auge umherschweifen, als suche er ein Ziel für seine Waffe. Und siehe, von der Höhe des Gebirges herab, schwebte mit langem Flügelschlage ein Geier, auf eine Taube stoßend, die sorglos unweit des Dorfes aufgeflogen. In immer engerm Bogen senkte sich der gewaltige Vogel, seine Beute umkreisend, ließ plötzlich steil von der Höhe mit Windesschnelle sich hinab und in seinen scharfen Fängen flatterte die Taube. Da aber schwirrte die Sehne des harrenden Schützen, sein nimmer fehlender Pfeil durchdrang die Brust des Räubers und er stürzte wohlgetroffen zu Boden, die Beute selbst im Tode nicht lassend.

„Brav geschossen, Schütz," sprach dicht neben dem Jäger eine wohlklingende Stimme, „dein Gewehr ist eben so gut, als dein Auge, denn nicht Viele wird es geben, die den Vogel aus der Höhe herunterholen, wo du ihn getroffen.

Ueberrascht schaute Andreas um und erblickte neben sich einen vornehmen Herrn im glänzenden Jagdkleide. Es war ein junger blühender Mann mit langem, schwarzgelocktem Haar und zierlich gestutztem Barte. Reiche Goldverzierungen schmückten das grüne Wamms des Fremden, sein Baret zierten wehende Federn und in dem Arme trug er die herrlichste Armbrust, welche Andreas je gesehen, mit eisernem Bügel und Elfenbein, ein prächtiger Anblick und von hohem Werthe.

„Danke für den Lobspruch, Herr," erwiederte Andreas auf die freundlichen Worte, welche Jener an ihn gerichtet, „allein ihr trefft mit eurer schönen Armbrust gewiß noch viel sicherer als ich; und soll ich eurem Gewand nach rathen, so seid ihr ein Jägersmann, wie ich, wenn gleich ein vornehmerer.

„Gut gerathen," sprach der Fremde, „wohl bin ich ein Schütz gleich dir und auch von höherm Stande, wie du gesagt; des Kaisers Wildmeister, Willibald vom Bühl, spricht mit dir, und ich glaube den rechten Mann vor mir zu haben, wenn ich dich für den Andreas Zipser, den ersten Gemsschütz hier zu Lande, halte."

„Ja Herr," der Andreas bin ich freilich," erwiederte der Gemsschütz, „allein für den besten Schützen müßt ihr mich nicht halten. Es giebt der Leute viel im Land Tyrol, die das flüchtige Gemslein nie fehlen und jedesmal das Schwarze treffen, schießen wir nach der Scheibe, und ich bin nicht besser und nicht schlechter als diese; kann ich euch übrigens mit etwas einen Dienst erweisen, so befehlt über mich."

Der Wildmeister dankte sehr verbindlich für das treuherzige Anerbieten und erzählte dem Schützen, er sei allerdings seiner Dienste bedürftig, da er auf der Gems-

jagd von seinen Jägern in der Hitze der Jagd sich getrennt hätte, jetzt, müd und abgemattet von den Bergen herab käme und sich so schwach fühle, daß er heut ruhen und weder die Jagd fortsetzen, noch nach Innsbruck zurückkehren wolle.

„Nun wohlan,“ sprach Andreas, „so seht mein kleines Haus einen Tag lang für das euere an, ruht euch aus und nehmt vorlieb mit dem, was euch ein ehrlicher Tyroler vorsetzen kann; kaiserlicher Majestät Tafel werdet ihr freilich vermissen, allein ihr seid ja ein Jägersmann, wie ich, und nach einem Spaziergange über die Graten und Firnen unserer Berge, schmeckt auch das schwarze Brot.“

Der Herr vom Bühl hörte mit sichtbarem Vergnügen der Einladung zu und nahm vor der Hütte auf der Bank Platz. Andreas aber eilte in das Innere des Hauses und holte das Nöthige zur Bewirthung seines Gastes herbei, wobei er, während dieser mit großem Wohlbehagen Käse, Brot und Wein genoß, sein Bedauern ausdrückte, daß seine Kinder Lisbeth und Johannes gen Innsbruck seien, mit deren Hülfe er schon hätte besser auftragen können, als es jetzt geschähe.

„Mach' dir keine Sorge,“ sprach freundlich der Wildmeister, „mir schmeckt dein Brot und Wein, danken wir dem Herrn, so lang er uns Beides verleiht. Daß übrigens dein Töchterlein, dein Sohn und dein künftiger Tochtermann nicht zu Hause sind, war mir bekannt, ehe ich zu dir kam.“

„Ihr habt das schon gewußt?“ fragte Andreas, „sind sie euch begegnet?“ —

„Nicht begegnet,“ erwiederte der Herr vom Bühl, „wohl aber traf ich gestern gegen Abend, als ich eben durch eine enge Felsschlucht wanderte, einen Mann, der

bei dir gut bekannt schien und mir rieth, bei dir einzukehren. Fast wäre ich seinen Worten nicht gefolgt, denn der Unbekannte sah mir so heimtückisch und hinterlistig aus, daß ich frei aufathmete, als ich ihn wie eine Gemse am glatten Gestein hinaufklimmen und dann verschwinden sah, wie einen Nebel."

„Das war der alte Veit," murmelte düster vor sich hin Andreas, während seine Stirn sich verfinsterte und er unwillkührlich die Hand ballte.

„Nun, was wirst du auf einmal so finster, Schütz?" fragte der Wildmeister, indem eine Wolke des Mißtrauens über sein Antlitz zog.

„Laßt euch das nicht kümmern, ihr seid in guter Hand," erwiederte Andreas, „Veit und ich sind Feinde schon seit langen Jahren her, weiß es Gott, meine Schuld ist es nicht, allein der Alte giebt keinen Frieden auf dieser Welt, und mich befremdet nur, daß er euch hierher gewiesen in mein Haus."

„Unter den Verhältnissen," erwiederte der vom Bühl, „nimmt es mich wahrhaftig selbst Wunder; doch sage mir, wie mögt ihr euch hier in dem stillen herrlichen Thale befeinden und hassen, wo ja jeden Tag neue Liebe zu Gott, Natur und den Menschen in euer Herz einziehen sollte."

„Die Geschichte unseres Streites ist sehr einfach," erwiederte Andreas, „ich will euch erzählen, wie sich Alles begeben, und wenn ihr mir nicht recht gebt, daß ich jenem Ungeheuer mit einem Herzen fester als Stein und Marmor, nicht die Hand als Freund reichen kann, so will ich kein gerechter Mann sein vor euern Augen."

Andreas geleitete seinen Gast zur Quelle am Felsen und erzählte ihm Alles, was er zu wissen verlangte, denn

der treue Tyroler hatte kein Falsch im Herzen gegen seinen Gast, aus dessen Augen nur Redlichkeit und Edelmuth leuchtete.

Die Erzählung des braven Andreas findet der geneigte Leser in den Begebenheiten der kommenden Kapitel eingeflochten, wir verlassen die beiden Männer am Brunnen und treten in die Höhle des Verbrechens; denn gleichwie die Schlange unter Rosen lauert, die Giftpflanze neben der Lilie wuchert, so nistet sich die Sünde und das Verbrechen neben Tugend und Frömmigkeit ein, und haucht sie an mit giftigem Athem. Unglück zieht ein in die Hütte des Friedens, den Leidenskelch muß der Dulder leeren, aber so sein Auge gläubig gen Himmel gerichtet, so stärken ihn die Engel des Herrn und er übersteht die schweren Stunden, bis er zur zeitlichen und ewigen Freude hervorgeht aus der Zeit der Trübsal.

Zweites Kapitel.

Die Rache.

Dunkle Nacht war dem heitern Tage gefolgt, dicke Wolken wälzten sich schwerfällig am Himmel. Nebel lagerten auf den Bergen und senkten sich immer tiefer, ein scharfer Wind brauste wie eine Windsbraut von den Höhen herunter; es war ein schweres Gewitter im Anzuge. Sorgsam hatte sich Alles in die Häuser und Hütten geflüchtet; der Senn auf den Alpen, dessen leichtes Haus von der Gewalt des Sturmes wankte, sprach ein frommes Gebet und barg Licht und Feuer, auf daß kein Unglück in der furchtbaren Nacht entstehe.

Um die stille Hütte des wackern Andreas schlichen in der dichten Finsterniß zwei Männer gleich schwarzen Nebelgestalten, sorgsam spähend nach allen Seiten. Das Gewitter entlud sich mit aller Heftigkeit, Blitz und Donner folgten ohne Unterlaß und der Regen floß in Strömen.

Die zwei nächtlichen Wanderer suchten endlich, nachdem sie erspäht, was sie wünschten, einen Platz unter dem vorstehenden Dache einer kleinen Hütte, unweit von dem Hause des Schützen. Es wurde diese Hütte von Andreas als Stall für das Vieh in den Sommermonaten benützt, und diente zugleich zur Aufbewahrung des geringen Getreide- und Feldfrüchte-Vorrathes, welchen derselbe besaß.

„Die Nacht taugt schlecht für unser Geschäft," murmelte der eine der Männer seinem Gefährten zu, „wenn es nur aufhören würde zu gießen, der Regen löscht das Feuer aus, ich meine fast, wir sollten unverrichteter Sache gehen." —

„Laß gut sein, Toni," erwiederte der Andere, „wenn's drüben eins schlägt, fliegt der Zunder in den Schober, und bald jagt der Sturm, trotz Regen und Hagel, die Flamme durch die Dachlucken. Sei aber fein klug und zieh dich bei Seite, so wie der Andreas kommt; es ist fast sein ganzes Hab und Gut, was wir da abbrennen, sollst sehen, was der wird schaffen und streben, zu löschen und zu helfen, denn in der heutigen Nacht eilt Niemand herbei, um ihm beizustehen, und kommt ein Unberufener, so macht ihn ein Schuß still."

„Es wird schon Alles recht, Veit, fast thut mir aber der arme Narr leid, wenn ich auch jeden Augenblick lieber bei seinem schmucken Gaste wäre, — es ist doch der Andreas ein Mann —"

„Wie du keiner," grollte der Alte. „Hast du den

Muth schon verloren, eh' der Tanz begonnen, so geh nach Haus, Bube, oder schweige und folge."

Endlich ließ der Regen nach, obgleich die Heftigkeit des Gewitters noch fortwährend wuchs. Da zog Veit, der Todfeind des ehrlichen Andreas, — der verderbenbrütend in stiller Nacht gelauert mit Toni Heinzenberger, dem lüderlichsten Burschen im ganzen Lande, — die Zunderbüchse aus dem Wamms, entzündete ein Stück des schnellglimmenden Stoffes, riß das Fenster des Schobers auf und zwischen die trockenen Garben warf er es mit verruchter Hand. — Bald zog ein dicker Dampf durch Fenster und Dach, bald leckte die rothe Flamme hier und da durch die Lucken, und bis zum Stall der friedlichen Thiere verbreitete sich mit Riesenschnelle das furchtbare Element. Laut auf brüllten die eingeschlossenen Rinder, und jetzt, wo die Flamme durch das Dach schon schlug, eilten die zwei Mordbrenner an die Thür zum Wohnhause des Schützen, thaten einen festen Schlag an dieselbe und verschwanden in der Nacht.

Schon bevor der Schlag geschehen, war Andreas erwacht von dem Brüllen seiner Thiere, und ehe eine Minute verging, stand er vor seinem Hause und starrte das Unglück an, was ihm wiederfahren. Aber schon war er gefaßt und sprang auf das Feuer zu, brach mit der Kraft der Verzweiflung die Thüre zum Stall zusammen, und tobend stürzten die geängstigten Rinder heraus und flohen mit weiten Sätzen von der Stelle des Schreckens. Als habe sich Alles verschworen in der furchtbaren Nacht, sah kein Mensch des armen Schützen Noth, ruhig blieb das Glöcklein im unfernen Zirl, und bald saß derselbe trauernd neben den rauchenden Trümmern seines kleinen

Besitzthums. — Immer stärker ergoß sich der Regen, nur falbe Blitze leuchteten, dann ward es wieder dunkel.

Andreas überließ sich ganz den ersten Gefühlen des Schmerzes. Das Haupt in die Hände gestützt, schaute er in die Kohlen, welche nach und nach verloschen; das Toben der Elemente fühlte und hörte er nicht in diesen Augenblicken. —

Die beiden Bösewichter, welche das Feuer angefacht und dann in die Nacht entsprungen waren, triumphirten mit höllischer Freude, als Andreas aus seiner Wohnung nach der Hütte eilte. Mit schlangengleicher Behendigkeit schlichen sie dann auf die hintere Seite des Wohnhauses zu, rissen die kleine Leiter, welche an der Wand hing, herab, lehnten sie an das Fenster, welches offen war, und hinein kletterte der alte Bösewicht Veit, gefolgt von dem verblendeten Gefährten, ein schreckliches Werk zu vollenden unter dem Schutze der dunkeln Nacht.

Ruhig schlummerte der edle Wildmeister auf dem dürftigen Lager, welches Andreas ihm im besten Gemache des Hauses eingeräumt. Das Rollen des Donners, das Rauschen des Regens, der durch die nicht geschlossene Fensteröffnung bis ins Zimmer rieselte, hörte er nicht. So fanden ihn die Mörder, die ohne das mindeste Geräusch sich hineingeschwungen, die Blitze ließen sie das Opfer nicht fehlen. Wie ein Tiger warf sich der unmenschliche Veit auf den Schlafenden, preßte die Faust auf dessen Lippen und stieß das Mordmesser in das Herz des Unglücklichen.

Wenige Augenblicke und die Gräuelthat war geschehen. Mit dem blanken Waffengeschmeide und der reichgefüllten Börse des Ermordeten stiegen die Verbrecher zum Fenster hinaus, hingen die Leiter an den vorigen Platz und verschwanden in dem Dunkel.

Schon kündete ein heller Streif am fernen Horizonte den Morgen an; auf das gewaltige Wetter war der Himmel klar geworden und der Schein der Sterne kämpfte mit dem erwachenden Tageslichte. Da erhob sich Andreas aus dem dumpfen Hinbrüten, in das er versunken, blickte auf gen Himmel und in sein Herz zog ein der Friede gleich einem siegenden Könige.

„Das Feuer Gottes hat meine Habe entzündet," sprach er, indem die letzte Thräne über seine Wange rollte, „ihm sei Preis und Ehre. Die harte Prüfung, ich will sie tragen als Mann und Christ, ich will sie hinnehmen mit gläubigem Vertrauen. Noch manche Schätze sind mir ja geblieben, meine Kinder, mein Haus und die Ehre und der Ruhm, recht zu wandeln auf Erden vor Gott und den Menschen.

So dachte gläubig Andreas und schritt zurück in sein Haus, noch eine Stunde sich dem Schlummer zu überlassen auf die Schrecken und Abspannung, welche er erlitten.

Drittes Kapitel.

Der Gefangene.

In Innsbruck war ein lebendiges Treiben und Leben. Seit einiger Zeit schon befand sich der allgeliebte Kaiser Maximilian bei seinem Oheim, dem siebenzigjährigen Erzherzoge Sigmund von Tyrol, zu Besuch, und die Freude des Volkes kannte keine Grenzen. Den ganzen Tag wogte die Menge die Straßen auf und ab, zu schauen und zu kaufen, was sich eben darbot. Denn Spielleute

und Sänger, Kaufherren und Händler aller Art hatten sich eingefunden im schönen Innsbruck. Von Italien her waren Verkäufer eingewandert mit köstlichen Geschmeiden und Juwelen; Mailänder Waffen von spiegelhellem Stahl hingen zur Schau und zum Kaufe in stattlichen Buden. Von Nürnberg waren hergekommen eine Menge Kaufleute mit ihren weltbekannten Waaren, Augsburger Wechselherren hatten ihre Schreibstuben aufgeschlagen, und der Klang des Geldes tönte aus diesen vom frühen Morgen bis zur Nacht. Auch waren hier und da in den Straßen Gerüste erbaut, auf denen die fremden Künstler sich sehen ließen auf allerlei Weise und zum großen Staunen aller Zuschauer. Kurz, das Auge hatte genug zu sehen und das Ohr zu hören; denn viel wurde geboten zur Zeit. War es also ein Wunder, daß Alles zusammenströmte in Innsbruck zur festlichen Zeit; denn gar gern schaute Jung und Alt seinen Kaiser, der leutselig alle Tage durch die Straßen ritt und stets freundlich grüßte sein treues Volk in Tyrol.

Johannes, Martin und Lisbeth hatten guten Markt gehalten. Die kleine Bretterbude, ganz bescheiden an der Ecke einer Nebenstraße gelegen, welche die Geschwister und ihr Freund gemiethet, war fast leer von Allem, was zum Kaufe ausgelegen. Die dunkeln Felle der Gemsen, ihr zierliches Geweih, künstlich polirt und auf Stäbe geschraubt, getrocknete Pflanzen von der Höhe der Berge, für Kranke zu gebrauchen bei allerlei Gebrechen des Körpers, Handschuhe aller Art für Vornehme und Niedere, Adlerfedern, um die Armbrustbolzen zu befiedern, kurz mancherlei Schönes und Seltenes, was die zwei Freunde theils selbst geholt oder gefertigt, theils auch wieder eingetauscht hatten, war schnell und gegen gute Zahlung verkauft worden.

So standen denn die drei eines Mittags traulich neben einander. Rein und blau strahlte der Himmel, alle Herzen zu Fröhlichkeit und Lebenslust anregend.

„Mein Lebtag hätte ich mir nicht gedacht," sprach fröhlich Johannes, „daß die Leute so kaufen würden bei uns. Wann ich nur spüre, wie mir mein Geldgurt um den Leib schier schwer fällt von lauter blankem Silber, so denke ich auch gleich an den Vater, wie der schauen und sich freuen wird, kommen wir so daheim."

„O wie freue ich mich zurück in unser trautes Thal," erwiederte Lisbeth, „in den großen Straßen, den steinernen Häusern und unter so vielen reichen und geputzten Leuten, wird mir es ängstlich um das Herz. Und heute namentlich ist mir so weh, so bang, wie noch nie. O laßt uns bald wieder ziehen zu der Heimath stillem Frieden, laßt uns zurückkehren zum kleinen Hüttlein und ich will wieder heiter sein, wie sonst."

„Nun so laßt uns denn aufbrechen morgen mit Sonnenaufgang," rief Martin, „du weißt ja, Lisbeth, daß Johannes und ich nicht sehen mögen, daß ein Kummer dich betrübe. Gehts uns ja doch eben so im stolzen Innsbruck wie dir." —

Da wälzte sich die Straße herauf, wo die drei standen, ein verworrener Haufe Volks, und von allen Seiten strömten Neugierige herbei, die Masse vergrößernd.

„Gewiß wieder ein neues Schauspiel," sprach Johannes, indem er mit seinen Begleitern auf die vorspringenden Stufen eines stattlichen Hauses trat; am Ende sind's die heidnischen Könige aus dem Lande Afrika, die gekommen sind sich zu zeigen."

Aber nicht jauchzte das Volk, wie es gewöhnlich that, gab es etwas Neues zu sehen oder zu hören. Ein

dumpfes Gemurmel ging durch die heranziehende Masse, aus deren Mitte Hellebarden und grüne Federbüsche schauten.

„Ein Mörder ist's, den sie bringen — des Kaisers Wildmeister hat er erschlagen — schade um den edlen Mann" — so klangen die Stimmen durcheinander.

„O laßt uns schnell forteilen, ehe sie uns ganz nahen," bat Lisbeth, „ich mag den Unglücklichen nicht sehen, der seine Hand getaucht in das Blut seines Nebenmenschen."

Die zwei Jünglinge, der Mahnung gehorsam, wollten aufbrechen; aber schon zogen die ersten Rotten des Volkes an ihnen vorbei, daß sie nicht wohl verlassen konnten den sichern Ort, den sie gefunden. Bald blinkten Waffen in ihrer Nähe, Lisbeth wandte das Antlitz weg, als sie in der Mitte von kaiserlichen Söldnern einen gefesselten Mann erblickte. Aber Johannes und Martin schauten fest hin, als der Unglückliche das gebeugte Haupt erhob und —

„Gerechter Gott im Himmel, das ist der Vater!" riefen beide erbebend von furchtbarem Schrecken. —

— Und er war es, der arme Andreas, das Opfer einer unmenschlichen Bosheit, schritt er zwischen Bewaffneten, die Arme, die noch keine That verrichtet, welche dem Herrn im Himmel mißfallen, von schimpflichen Fesseln belastet, von der Menge, die sich um ihn drängte, verflucht und verhöhnt, ein Missethäter, ein Mörder er, der nur das flüchtige Wild des Gebirges getödtet.

Und seine Kinder! wer möchte schildern das Gefühl, welches ihre Herzen empfanden? — Lisbeth hatte bei dem Angstschrei des Bruders und Verlobten das Haupt gewandt und ihr erster Blick traf das bleiche Antlitz des Vaters, der seine gefesselten Hände gegen die Seinen erhob.

„Heilige Mutter Gottes, schaue gnädig auf uns herab," betete die zarte Jungfrau, und mit der Gewalt der Verzweiflung theilte sie, der Bruder und der treue Martin, die Menge.

Die Kniee des Vaters hielten die Kinder umschlungen, ohnmächtig und bleich lag Lisbeth zu seinen Füßen, und trostlos starrte der Arme auf die Theuern seines Herzens, er konnte nicht sprechen, aber die Thränen des ungeheuersten Seelenschmerzes rollten ihm über die Wangen.

Die Schergen, Jäger und Volk, Alle standen in stummer Rührung bei dem herzzerreißenden Anblicke, keine Hand faßte den Unglücklichen, ihn weiter zu ziehen, keine Stimme ward laut; es giebt einen Schmerz, den selbst der Roheste fühlt.

Da erhob sich endlich zuerst Johannes und beugte sein Knie vor dem Hauptmann der Söldner, welcher im blanken Waffenschmucke und auf sein Schwert gestützt, theilnahmvoll auf die Scene blickte.

„Herr," rief der treue Sohn mit bebender Stimme, „noch habe ich mein Knie vor Niemand gebeugt, als vor Gott im Himmel, aber vor dir sinke ich in den Staub, da dir die Macht gegeben über meinen armen Vater. O laß ihn ziehen mit uns, denn, beim Himmel, er ist nicht schuldig der Missethat, der ihr ihm zeiht. O laß dich erbarmen beim Angedenken an deinen Vater, habe Barmherzigkeit mit uns Armen, gieb uns den Vater zurück."

„O laß ihn uns," flehten Martin und Lisbeth, welche erwacht von der Betäubung, in die sie gesunken.

In des Hauptmanns Herzen zog das Mitleid ein, gleich einem milden Engel, aber seine Pflicht befahl ihm, es zu unterdrücken und sein Amt zu erfüllen.

„Geht zurück, Kinder," sprach er mild, „eilt fort von hier, ich kann euch nicht helfen. Vor das Gericht muß ich euern Vater bringen und wohl ihm und euch, kann er sich rein waschen von der schweren Schuld."

„Laß ihn los, Herr," bat dringender Johannes, „laß ihn frei um der Barmherzigkeit Gottes willen." — „Vorwärts!" rief der Hauptmann, und die Schergen drängten die Kinder vom Vater hinweg.

Aber mit Löwenkraft warf sich der starke Johannes entgegen, entriß einem Knechte die Partisane und umschlang mit dem linken Arme den Vater.

„Ueber mich müßt ihr erst hinweg," rief er im gewaltigen Zorne, „mein Blut müßt ihr erst verschütten vor den Füßen des Vaters, ehe ich ihn führen lasse zum Gefängniß."

„Johannes," befahl der Gefangene, „laß ab von deinem Beginnen, gieb die Waffe zurück." —

Johannes zögerte noch. —

„Gieb die Waffe zurück, Unsinniger, und laß mich führen zu Gericht, denn an mir ist keine Schuld." —

Und gehorsam legte der Sohn die Wehr an den Boden und umschlang von Neuem die Füße des Vaters. „Nun so leb denn wohl, mein Väterlein," sprach er schluchzend, „Gott sei mit dir und mit uns, er wird ja uns Arme nicht verlassen in der Zeit der Trübsal. Du sollst mehr von deinen Kindern hören."

Er sprach es, nahm auf den Arm die trostlose Schwester, faßte seinen Martin an der Hand und aus dem Getümmel zogen die drei, sich zu überlassen ihrem Schmerze.

Viertes Kapitel.

Der Weg des Lasterhaften.

Hoch oben auf dem steilen, unfruchtbaren Kreidefelsen, bekannt unter dem Namen: „die Martinswand" im ganzen Lande Tyrol, lag die Hütte des Jägers Veit, zum Theil in den Felsen gehend, theils von roh zugehauenen Fichtenstämmen gebildet, die auf der einen Seite in dem Gestein fest gemacht waren. Unwirthbar war rings die Gegend; nur Zacken und Klippen, abwechselnd mit gefährlichen Abgründen und Schlünden, überblickte hier das Auge. Niemand betrat die schauerliche Gegend, als der sichere Fuß der Gemsschützen, und auch diese mieden in neuerer Zeit diesen Theil des Gebirges, denn nur zu oft hatte es sich seit den letzten Jahren ereignet, daß die besten und verwegensten Jäger von dort oben nicht wiederkehrten, sondern einen fürchterlichen Tod in den Schluchten fanden, oder auch hier und da, zerschellt an der steilsten Seite des Berges gen Zirl zu gefunden wurden.

Ganz einsam auf dieser Höhe lebte Veit, von allem menschlichen Umgange geschieden, denn Jedermann hatte ein Grauen vor dem rothhaarigen Alten, der keine Seele lieben noch leiden mochte auf Erden.

Veit war auf eigne Weise in das Zirler Gebiet gekommen. Es begab sich nämlich, ungefähr fünf und zwanzig Jahre vor dem Beginne unserer Erzählung, daß ein fremder Herr mit seinem Diener in dem Dörflein Zirl übernachtete. Beide kamen aus Wälschland, und nur der Knecht sprach ein gebrochenes Deutsch. — Noch in derselben Nacht verschied der Herr eines jähen Todes und ward bestattet auf dem Kirchhofe zu Zirl. Der zurückgelassene Diener folgte trostlos dem Sarge, schwamm in

Thränen und sperrte sich mehrere Tage in das kleine Kämmerlein, welches an das Zimmer des verstorbenen Herrn stieß. Hier hörte man ihn weinen und schluchzen ohne Unterlaß. — So trieb er es einige Tage, und Alt und Jung hatte großes Mitleid mit dem armen treuen Knechte. — Endlich ließ er sich wieder unter den Leuten sehen, sprach mit ihnen und bald gewannen ihn die harmlosen Menschen lieb. Eins that ihnen weh, und zwar, daß Veit, wie er sich nannte, jetzt wieder nach Wälschland ziehe, seines Herrn Vermächtniß an dessen Erben zu überbringen. Nur zwei Personen gab es im Dorfe, welche nicht gut auf den Fremden zu sprechen waren und seiner Abreise mit Vergnügen entgegen sahen; es waren dies: Jungfrau Martha, die tugendhafte Tochter seines Wirths, und deren Verlobter, der Gemsschütz Andreas Zipser.

Mit schmeichelnder Höflichkeit nahte sich Veit dem einfachen Mädchen, allein ohne Erfolg, und als der Zudringliche einst im kleinen Gärtlein des Hauses förmlich um ihre Hand anhielt, faßte ihn plötzlich der starke Andreas und zwang den Werber mit Wort und That, das Haus zu verlassen.

Des andern Morgens früh zog der fremde Knecht mit seinen zwei Rossen weiter, und Niemand glaubte, daß er wiederkehren würde gen Zirl. Doch kaum waren einige Monate verflossen, so kam er plötzlich zurück. Alles staunte über die Veränderung, welche mit ihm vorgegangen. Während er früher das einfache Gewand gewöhnlicher Diener trug, war seine Kleidung jetzt reich und kostbar, so daß kein Bauer und Jäger im ganzen Thale sich messen konnte mit dem ehemaligen Knechte.

Mit blankem Golde kaufte er sich ein schönes Bauernhaus, richtete es mit großem Aufwande ein, und die

harmlosen Landleute priesen sich glücklich, den Fremdling, der, wie er erzählte, von den Erben seines verstorbenen Herrn reich beschenkt worden war, unter sich zu haben. Im Anfange ging es mit Allem gut, sogar dem ehrlichen Zipser, der unter der Zeit sich verheirathet, machte der Falsche ein freundlich Gesicht. Allein bald änderten sich die Umstände. Veit hatte mehr Geld, als jeder Andere im Dorfe. Ganze Tage saß er im Wirthshause, und so manche junge Leute, sonst brav und ehrbar, folgten seinem Beispiele. Böse Beispiele verderben gute Sitten. Veit riß einen nach dem andern auf seiner Sündenbahn mit fort. Er lehrte ihnen Spiele aller Art, brachte Würfel hervor, und ganze Nächte durch klang das Geld in dem Wirthshause, oder in seiner Wohnung. Jünglinge, die früher fleißig am Tage über arbeiteten, Männer, welche sonst den Abend im Kreise der Ihrigen lebten, saßen jetzt, oft wenn bereits dir Sonne Licht den hellen Morgen verkündete, noch beim Spiel, verloren Hab und Gut, und stürzten ihre Angehörigen in Unglück und Noth. Alle Warnungen von Seiten des ehrwürdigen Pfarrherrn zu Zirl, waren vergeblich; wie Trunkene taumelten die Irregeführten auf den Abgrund des Verderbens zu, bemitleidet von allen Bessergesinnten, die sich von ihnen zurückzogen.

Da begab es sich denn eines Abends, daß Andreas Zipser und Heinrich Schwatzer, der Vater Martins, erst spät von der Jagd zurückgekehrt, durch Zirl schritten, und, durstig und erschöpft, noch einen frischen Trunk im Wirthshause, das sie sehr selten betraten, nehmen wollten, bevor sie den Weg zu ihren Behausungen zurücklegten. In der Wirthsstube ging es noch lebendig zu, denn Veit war da, und wo der weilte, fragte man nicht nach der

Nacht; im Gegentheile war sie den Gesellen recht, die im rasenden Würfelspiele Hab und Gut verloren. — So saßen sie denn, zehn bis zwölfe an der Zahl, heut wieder um den runden Tisch und die Würfel klapperten hin und her. Alles Geld war auf einem Platze und zwar bei dem schelmischen Veit, der mit gierigem Auge die Finger aller Spieler beachtete.

Die beiden Schützen stellten sich in einiger Entfernung von dem Tische und tranken ruhig ihr Glas Wein.

„Nun, mögt ihr nicht spielen, Nachbarn?" rief Veit; da setzt euch her, versucht euer Glück, es lohnt besser als der Balg des armen Gemsleins, was ihr mit dem Halse erkaufen müßt."

„Wir mögen nicht spielen," erwiederte der Schwatzer, „besser ist's im Schweiße seines Angesichts und der Furcht des Herrn sein Brot zu verdienen, als im sündlichen Spiele zu gewinnen."

Veit antwortete nur durch ein höhnisches Gelächter und die Würfel fielen auf's Neue. Zipser und Schwatzer sahen mit Unwillen, wie der durchtriebene Veit den Andern das Geld abnahm, sagten aber kein Wort lange Zeit. Bis endlich Schwatzer dem Freunde etwas in's Ohr raunte, plötzlich, ohne dessen Antwort abzuwarten, an den Spieltisch trat, und Veit, dessen Würfel gerade aus der Hand rollten, diese mit Schnelligkeit entriß.

Wüthend sprang Alles gleich von den Sitzen, um den Störer des Spiels zur Rede zu stellen. Allein dieser rief mit fester Stimme, während Veit ein gar verlegenes Gesicht machte:

„O ihr Thoren und verblendeten Menschen, ist's denn so weit mit euch gekommen, daß ihr euer ehrlich verdientes Geld diesem Schurken opfern müßt; da seht

her die Würfel, die ich ihm genommen, falsch sind sie, wie der ganze Mensch."

Bei diesen Worten legte er den einen der weggenommenen Würfel auf die Mitte des Tisches und mit dem Kolben seiner Armbrust schlug er ihn entzwei, daß das Elfenbein weit herum sprang.

Da offenbarte sich klar die Betrügerei des falschen Spielers, denn Blei war eingegossen auf der einen Seite, so daß beim Spiel, man mochte werfen wie man wollte, immer die hohen Zahlen aufwärts lagen. Diese falschen Würfel hielt Veit stets verborgen, und nur, kam er an's Spiel, vertauschte er mit langstudirter Gewandheit die rechten mit den andern.

Heinrich Schwatzer hatte die Gaunerei enthüllt und im hellen Zorne stürzte Alles auf den schurkischen Spieler ein. — Veit aber warf mit einigen Stößen die Ersten zu Boden und stürzte rachlustig auf den Verräther seiner Schurkerei zu. Schwatzer, obgleich ein starker, kräftiger Mann, wäre dem Andringen des wilden Gegners sicher erlegen, allein Andreas sah die Gefahr des Freundes, und weit und breit bekannt als der stärkste Mann, faßte er den rasenden Veit und drückte ihn nieder in eine Ecke.

„Jetzt geh' heim," rief er, „und laß dich nicht mehr blicken zu Zirl unter den Leuten, denn du bist kein Mann aus Tyrol, brav und recht, wohl aber bist du falsch und ein Schurke obendrein, darum soll deines Bleibens nicht mehr länger sein unter uns."

Veit sprach kein Wort, sondern setzte den breiten Hut auf, hing sein Gewehr über die Schulter, und mit Giftblicken seine Feinde messend, schritt er hinaus in die Nacht. — Den andern Tag verkaufte er sein Haus und zog hinauf in die Berge, baute sich dort eine Hütte und

kam nur mehr selten herunter in's Thal. Den braven Schwatzer vermißte man wenige Tage darauf; in einem gräulichen Abgrunde, an dessen Rande sich nur sein grüner Hut noch fand, liegt er wahrscheinlich begraben, denn seinen Leichnam hat Niemand mehr gesehen; aber unter dem Volke ging die Rede, das könne wohl der Veit aus Rache gethan haben.

Seit Veit das Dorf verlassen, war dort wieder Ordnung eingekehrt, aber auch Schmerz und Betrübniß hatte die Hütte so manches Gemsschützen heimgesucht, denn noch kein Jahr waren so viele Unfälle geschehen, als jetzt, und doch wagte Niemand zu sagen, daß der vertriebene Bösewicht den größten Antheil daran haben möchte. Gegen Andreas Zipser trug der Veit zwanzig Jahre lang den unauslöschlichsten Haß im Herzen. Wohl zehnmal hatte er hinter Felsen auf ihn gelauert, um ihm aus dem Hinterhalte einen Bolzen in die Brust zu schicken, aber immer schien ihm seine Rache zu klein. — Und so nährte er die Giftschlange immer mehr und mehr in seinem Herzen, denn die Sünde wächst mit Rieseneile und beherrscht dann Alles. Habsucht und teuflische Rachsucht gaben dem Alten den Gedanken ein, den Wildmeister in des Feindes Haus zu weisen; wir sahen, daß sein Bubenstück, den braven Andreas durch den Brand der einzeln stehenden Getreidehütte aus dem Hause zu locken und den wehrlosen Wildmeister zu erdolchen, nur zu gut gelang. —

Es war am Tage nach dem verübten Verbrechen, als Veit vor der Thür seiner Hütte beschäftigt war, eine Gemse auszuweiden. Eifrig in seiner Arbeit, bemerkte er das Kommen eines Mannes nicht, der langsam auf ihn zuschritt.

„So fleißig, Alter?" rief dieser, ein kräftiger, junger

Bursch, aber blassen, verstörten Angesichts, als er nur noch einige Schritte entfernt.

Veit fuhr zusammen bei der Anrede, als er aber umblickte und den Angekommenen erkannte, sprach er trocken:

„So, bist du es, Toni, der daher schleicht, wie der Wolf bei der Nacht, was willst du oben bei mir?" —

„Vor der Stunde haben sie den Andreas in Ketten nach Innsbruck geführt," erwiederte einförmig Toni.

„Nun und was ist's weiter?" lachte höhnisch Veit, „meinst du, man wird ihm eine Ehrenkette umgehangen haben, wie man den Fremden todt in seinem Bette gefunden hat? —"

„Die Hütte, in welche du den Zunder geworfen, Veit, ist bis zum Grunde abgebrannt," fuhr Toni mit schleppenden Worten fort. „Die Jäger des Wildmeisters, welche ihren Herrn auf der Jagd verloren, stürmten plötzlich die Hütte Zipsers nnd hätten diesen unfehlbar im ersten Zorne niedergestoßen, als sie ihren Herrn todt, Andreas aber schlafend fanden, hätte sich nicht der Pfarrherr in's Mittel gelegt. Jetzt ist der Andreas bald in Innsbruck vor dem Blutgerichte, Niemand zeugt für ihn und es wird ein schweres Gericht geben dort drüben, — Gott sei seiner Seele gnädig, er stirbt keinen ehrlichen Tod, wie es dem freien Tyroler gehört."

„Blödsinniger Thor," schalt Veit, „leierst ja ein ganzes Sterblied daher, über den Andreas und das Unglück, in das du ihn mit stürzen halfst. Wer war mehr mit der Zunge voran, als du, ging es gegen den Andreas los zu ziehn, und warum? — weil er sein Töchterlein Lisbeth nicht geben wollte dem lüderlichen Toni. Hast du nicht gewußt, daß ich deine Rache mit der meinen zugleich übte gegen den Todfeind, und jetzt stehst du

da, wie ein Gespenst, bleich und hohläugig, blos weil die Würfel gefallen und das Wort zur That geworden ist!"

„O wäre ich noch einmal ein Kind wie einst," klagte Toni, „oder hätte ich dich nicht gesehen, den Verderber meiner Seele, „wie gern wollte ich das magere Brot an der Landstraße zusammenbetteln, wie gern wollte ich meiner Glieder geraden Bau hingeben für eine Krücke, an der ich einherhinken müßte mühsam wie ein Greis — hätte ich wieder die alte Ruhe im Herzen, mein altes Vertrauen auf Gott, den Allmächtigen, — den Frieden meiner Seele."

Veit lachte höhnisch.

„O du kannst lachen, Böswicht," rief zornig der unglückliche Jüngling, „du kannst meiner Blutthränen spotten, denn für dich ist nichts mehr heilig, nichts mehr erhaben auf der Welt! Du hast mich aus meinem Himmel gerissen, dein Werk ist's, aus einem unverdorbenen Jünglinge einen Verbrecher gemacht zu haben, und durch die Fesseln der Sünde bin ich an dich gebunden, bis ich mich aus Verzweiflung in den ersten besten Abgrund stürze, wo es am tiefsten ist."

„Thue das," sprach grinzend Veit, „eile hinauf, wo das Holzkreuz steht und gen Zirl hinunter schaut, da springe hinab und du hast Ruhe." —

„Ungeheuer!" schrie Toni, „du möchtest gern Seele und Leib verderben sehen im gräulichen Selbstmorde, du möchtest mich, den Sündengenossen, unter den Todten wissen, aber das hoffe nicht! Ich wanke nicht von dir, denn unter ehrlichen Leuten kann ich die Augen nicht mehr aufschlagen, aber dir, dir kann ich in's Mörderantlitz sehen, denn gegen dich bin ich noch rein wie ein Kind, wenn gleich mit Sünden beladen und verloren auf ewig."

„Das bist du," meinte trocken Veit, „du kannst dich nicht losmachen von dem, was gewöhnliche Leute Sünde nennen. Also was weichherzig sein und klagen und weinen? — wahrlich ich habe auf der Welt nur einen dummen Streich begangen und das ist der, daß ich einen schwachen, feigen Knaben für einen Mann hielt."

„O wäre ich ein Mann, wie er sein soll!" klagte Toni, „wäre ich ein Mann wie der Andreas, den wir geopfert. Gerecht vor seinen Gott, den er verehrt als frommer Christ, und schlicht und recht vor allen Leuten des Thales. Und wir zwei, wir suchen die Klüfte und einsamen Gipfel der Felsen, weil man uns ausgestoßen als räudige Schafe aus unserer Gemeinde, und längst wären wir dem Schwerte reif, wüßte man, daß deine Hand so manchen Jäger hinabstürzte in den Abgrund, wüßte man, daß —

„Daß ich auch dich hinunter schicken kann von dieser Höhe," rief zornig Veit, nnd faßte mit der Faust den Arm Tonis, ihn seitwärts auf eine Spalte zureißend. —

„Elender," schrie der Jüngling, „nein, du sollst mich nicht morden," und mit der Kraft der Verzweiflung entriß er sich der Hand des Böswichts, jagte wie ein Pfeil von der Höhe hinab und war bald den Augen des Alten entschwunden.

Fünftes Kapitel.

Das Verhör.

Vor den Schranken des Blutgerichtes zu Innsbruck stand Andreas. Dasselbe fand in einem Saale des Rathhauses statt, der einfach und schmucklos, nur ein dürftiges

Licht durch die bunt gemalten und vergitterten Fenster empfing. Das Gericht bestand aus dem Oberstrichter, umgeben von Schöffen, Beisitzern und Schreibern, welche um eine schwarze Tafel, in deren Mitte ein Schwert und Todtenschädel lagen, in ernster Stille gereiht, saßen.

„Du willst also nicht gestehen, Andreas Zipser, — kaiserlicher Majestät Wildmeister, Willibald Edlen vom Bühl, in deiner Behausung ermordet zu haben," fuhr der Oberstrichter in dem bereits angefangenen Verhöre fort.

„Ich kann nicht gestehen, was ich nicht verbrochen, Herr; was ich euch gestanden, und der Herr an eurer Seite aufgeschrieben, das ist wahr und richtig, so wie mir Gott einst beistehen wolle in meinem letzten Stündlein."

„Bedenke, was du sprichst, Unglücklicher," sprach der Oberstrichter, „acht Tage hat man dir bereits Zeit gelassen, zu überlegen und zu bekennen, spanne unsere Geduld nicht länger, denn du kannst das Verbrechen nicht abwälzen, dessen man dich beschuldigt, und weist du nicht, daß die Folter deiner Halsstarrigkeit ein schnelles Ende machen kann."

„O laßt ihn foltern, den Schurken," rief plötzlich ein junger, schlanker Mann, der in tiefer Trauertracht als Zuhörer unweit vom Oberstrichter saß, „laßt eure Knechte das Geständniß seiner Schandthat aus ihm herauspeinigen, und die Sitzung ist zu Ende. So fragt ihr ihn aber in der Quere herum und der verstockte Sünder kann sich erst recht bequem besinnen, wie er euch und das hochnothpeinliche Halsgericht täusche boshafter Weise."

„Setzt euch nieder, Herr vom Bühl," entgegnete stolz der Oberstrichter, „eurem Schmerze um des geliebten Bruders Tod, mag die Verunglimpfung des kaiserlichen Gerichtes verziehen sein. Ihr seid noch jung und mögt

also von mir vernehmen, daß des Richters Amt ein schweres und gefährliches, und daß es nicht stets gerathen ist, die Schärfe des Schwertes zu gebrauchen, wo die rasche Jugend nicht zaudern würde. Dieser Mann soll gerichtet werden nach seinem Verdienste, aber gerecht sei der Spruch, und darum thut ihr wohl, Junker, wenn ihr uns hier schalten und walten laßt nach unserm Gewissen, und treu und ergeben Gott und unserm Kaiser. —

Die Worte des Oberstrichters erweckten in dem Herzen des armen Andreas ein Gefühl der Freude und der Hoffnung, es könne Alles noch gut werden. Er beantwortete deßhalb mit großer Seelenruhe alle Fragen, welche der gelehrte Richter, nachdem der Junker vom Bühl nach erhaltener Abfertigung den Saal verlassen hatte, ihm vorlegte. —

Allein was halfen die treuen, wahren Worte des armen Schützen bei den Rechtsbegriffen damaliger Zeit. Er hatte den Wildmeister beherbergt, sein Haus lag still und abgelegen, die furchtbare Nacht, in welcher der Mord geschehen, hatte Jeden in seiner Hütte gehalten. — Andreas behauptete, der Mord müsse während dem Brande seiner Hütte geschehen sein, allein auch hiergegen sprach gar vieles; hätte der Blitz das Haus entzündet, so wäre das Vieh, welches Andreas bekanntermaßen zuerst aus dem Stalle ließ, jedenfalls erschlagen worden, allein die Schützen, welche den Angeklagten gefangen nahmen, fanden die Rinder ohne Spuren einer Verletzung weidend. Daß die Mörder des Wildmeisters das Haus entzündet, war wieder nicht wohl glaublich, denn mußten sie nicht fürchten, daß Andreas sie auf der That ertappe, der Wildmeister erwache, mithin ihr Vorhaben vor der Ausführung zerstört werde.

Andreas, der harmlose, einfache Sohn der Natur, gewohnt in Gottes freier Luft auf der Höhe der Berge zu wandeln, allen Ränken fremd, keiner Verstellung fähig, einfach in Wort und That; — er ward jetzt in einen Kerker aus feuchtem triefendem Gestein gesetzt, dessen Thüre schwer mit Eisen beschlagen, nur kümmerlich durch ein einziges vergittertes Fensterlein erhellt war. Das helle, fröhliche Sonnenlicht, es war ihm geraubt, das Laub, die grünen Matten, die eisgekrönten Berge seiner Heimath, waren ihm entzogen, einen Mörder, einen Böswicht nannte ihn die Menge; seine Richter marterten ihn mit Fragen, drohten ihm mit den Qualen der Folter; wahrlich seine Seele war betrübt bis in den Tod.

Kein Wunder, daß bereits nach einigen Tagen des kräftigen Mannes Wesen sich veränderte, daß tausend Gedanken in der Einsamkeit sein Inneres zerrütteten, und seine Kraft schwach wurde durch den namenlosen Kummer, der ihn mehr folterte, als die Qualen der Marterinstrumente, denen er noch trotzen sollte. Dachte er an seine Kinder, an die zarte, sinnige Jungfrau Lisbeth, den muthigen Johannes, der mit der Kraft seiner Arme und dem Blute seines Herzens die Freiheit des Vaters erzwingen wollte, und den getreuen Martin, dem er das Wohl der Tochter anvertrauen wollte für das Leben, wie viel litt er dann? — Wo mochten sie jetzt weilen, während er von ihnen getrennt? — Einen Mörder nannte man ihren Vater, den Gastfreund, den Liebling des Kaisers hatte er erschlagen; mußten sie nicht zuletzt an ihm zweifeln, mußten sie nicht irr werden an der Tugend des Vaters? Warum kam keines herein in den Kerker, ihn, den Gefangenen zu sehen, zu sprechen, ihn die Einsamkeit von Wochen durch eine Minute des Wiedersehens vergessen zu

machen; wer sollte es ihnen wehren, den Vater zu sehen, warum sollte man sie zurückhalten von seinem Herzen, von dem Vaterherzen, was ja nur durch das Glück, den Anblick der Seinen schlägt? —

Der arme Dulder wußte es nicht, daß während zehn bangen Tagen seine treuen Kinder vor dem Thore seines Gefängnisses harrten, daß sie vor unzähligen Thüren vornehmer Herren um die Gnade gebettelt hatten, ihren Vater sehen zu dürfen, daß man oft mit bittern Worten sie hinweggewiesen und ihre Hoffnungen, durch Fürbitte bei dem Kaiser selbst, in den Kerker zu gelangen, durch Maximilians längere Abwesenheit von Innsbruck, vereitelt wurden.

Da sprach eines Morgens Johannes zu der Schwester: „Mein armes, treues Schwesterlein, deine Wangen sind blaß geworden, seit dem schrecklichen Tage, wo sie ihn zum Gefängniß geführt, deine Augen schwimmen in Thränen und du wirst uns am Ende krank, lassen wir dich am Orte des Jammers. Darum ziehe du nach Haus, kehre zurück zu unsrer stillen Hütte, auf daß dein Schmerz milder werde in den heimischen Bergen. Ich aber, und Martin, wir bleiben hier, und so der Herr der Heerschaaren es nicht anders bestimmt in seinem ewigen Willen, so retten wir den Vater aus Gefängniß und Schande. In drei Tagen kommt der Kaiser, Alles nennt ihn den leutseligsten Herrn, der gern gerecht ist seinem Volke zu Tyrol, der ein Schütz ist wie wir und tapfer und verwegen wie keiner. Mit dem wollen wir reden und es ihm sagen, daß der Vater unschuldig ist, und nicht den fremden Wildmeister erschlagen hat. — Du aber, Schwesterherz, bitte, ziehe heim, und bete für uns, daß der Herr uns Kraft und Segen verleihe zu unserm Vorhaben."

Lisbeth, das zarte fromme Mädchen, sank weinend an die Brust des Bruders. „Ich gehe heim,“ sprach sie, „weil du es so willst, Johannes, weil du meinst, daß meine Thränen nicht mildern können das Loos des Vaters. — Aber Johannes, theurer Bruder; Martin, du Geliebter meines Herzens, versprecht mir, daß ihr nicht weichen wollt von des Vaters Kerker. Denkt, daß eure Lisbeth sterben würde vor unendlichem Kummer, müßte sie hören, daß der Vater nicht gerettet würde. O sagt mir es mit Herz und Mund zu, daß ihr ihn nicht verlassen werdet, daß ihr treu aushalten wollt bei ihm, dem Theuern. Euer Wort ist mir ein Trost, ob ich gleich weiß, daß euer Herz nicht anders handeln kann, als ich euch sage.“

Die Jünglinge reichten Lisbeth die treue Rechte, und noch denselben Tag geleiteten sie dieselbe zurück in's heimathliche Thal, worauf sie wieder gen Innsbruck zogen.

Sechstes Kapitel.

Fürstenhuld.

Kaiser Maximilian war zurückgekehrt nach Innsbruck, und saß um die Abendstunde in einem großen, mit rothem Tuche ausgeschlagenen Saale, im Pallaste seines Oheims, des Erzherzogs Sigmund. Seiner Gewohnheit gemäß hatte der jagdlustige Kaiser bereits wieder einige Tage dem edlen Waidwerk gehuldigt und pflegte jetzt bei einem Becher frischen Weins, die ermatteten Glieder.

Maximilian war von mittlerer Größe, sein Angesicht wohlgebildet und angenehm, die Stirne gewölbt, und die Nase stark gebogen. Die großen blauen Augen, der

überaus königliche Anstand, die Huld und Majestät, welche sein ganzes Wesen zeigten, kurz Alles vereinte sich, ihm, schon durch sein Aeußeres, die Bewunderung eines Jeden, der ihn sah, zu erwerben.

In Maximilians Umgebung befanden sich heut eine reiche Anzahl der Herren seines Gefolges, unter ihnen Erzherzog Sigmund, neben dem geliebten Neffen sitzend, dicht neben diesem des Kaisers geheimster Rath und treuester Diener: Siegmund von Dietrichstein, Ulrich von Schellenberg, kaiserlicher Feldhauptmann, Georg von Frundsberg, Hauptmann der Landsknechte, Andreas Graf von Sonnenburg und andere, deren Amt oder Würden sie an die Person des Monarchen fesselten. Zu Maximilians Füßen aber saß auf niedrigem Tabouret ein kräftiger, stämmiger Mann mit ausdrucksvollem, heiterm Gesichte, und starkem rauhen Barte, der ihm ein recht kriegerisches Ansehen gab. Derselbe war in ein blaues geschlitztes Wams mit weiten Aermeln, auf welchem sich gelbe geflammte Flecken befanden, an dem übrigen Körper aber durchgehends in brennend Roth gekleidet. Sein Haupt bedeckte eine bunte Kappe mit einer Goldschnur eingefaßt, an welcher eine Menge helltönender Schellen hingen. Es war dieser sonderbare Mann Niemand anders, als Kunz von der Rosen, des Kaisers lustiger Rath, von welchem er sich nie trennte. Denn Kunz war seinem Kaiser treu wie Gold und hatte schon das Leben für ihn gewagt, als sie einst seinen Herrn zu Brügge gefangen gesetzt. Er hatte stets Freiheit, die Wahrheit in Scherz oder Ernst vor den Ohren des Kaisers auszusprechen, und war von Groß und Klein stets wohlgelitten wegen seines treuen Wesens, und weil er die Unschuld und Armuth so gern vertreten mochte bei seinem Herrn.

„In der That, ihr Herren,“ rief der Kaiser in fröhlichster Laune, „wer hält nicht unser Tyrol für einen gar herrlichen Edelstein in meiner Krone? Wir waren Alle schon in den Ländern Flandern, Burgund und dem weit und breit berühmten Wälschland, allein nie klopft mir mein Herz so lebendig, so herzlich im Danke gegen unsern Herrn im Himmel, als wenn ich da oben auf den Bergen, auf Firnen und Graten nach dem flinken Gemslein jage und — wahrlich hier der Ring am Zeigefinger meiner rechten Hand, eine Grafschaft werth, ich wollte ihn darum geben, hätten nur meine Tyroler den vom Bühl nicht erschlagen, der mir ein treuer Diener war. Ich mochte fast nicht glauben, daß einer aus Tyrol den Wildmeister tödten konnte, und jetzt ist es zuverlässig, daß es gar der beste Schütz im Zirler Lande war, der seinen Gast erschlug. Wir sind gehalten mit aller Strenge zu richten, allein es thut mir das Herz weh bei dem Amte; denn ich möchte gern von einem Jeden in meinen Landen stets ein freundlich und andächtig Antlitz sehen.“

„So kommen wir heut Morgen, ich, der Sonnenburg, der Kunz und zwei meiner Jagdmeister von der Höhe herab auf Zirl zu. Die Sonne brannte heiß und wir alle litten an Durst und Ermüdung und konnten fast nicht weiter, denn früh schon hatten wir heut zu jagen angefangen. Da erblicken unsre Augen plötzlich, einige Büchsenschuß von uns, auf heller grüner Matte ein kleines Brünnlein, umgeben von bunten Blumen und Kräutern. Wir eilen näher und finden ein junges Mädchen, in tiefer Trauerkleidung, gerad beschäftigt, einen großen Krug mit frischem Wasser zu füllen. „Ei meine liebe Jungfrau,“ begann ich gar heitern Muthes, „dich hat ein gar freundlicher Stern hierher geführt, einige durstige Jäger

zu erquicken aus deinem Kruge. Willst du uns erlauben, zu trinken?"

„Warum nicht, Herr," erwiederte das Mädchen, „trinket immerhin, die Quelle hat ein gar klares, reines Wasser und wird euch und die andern Herren stärken, — ich gebe euch's gern."

„Ich setzte darauf," fuhr der Kaiser fort, „ohne weiteres Wort das Krüglein an die Lippen und genoß von dem kühlen, spiegelklaren Wasser. Nicht der Wein, den ich im Land Burgund am Tische Herzog Karls getrunken, nicht der edelste Wein vom Rheine haben mir je so gemundet, als das Wasser da oben. Und als ich mir zur Genüge getrunken, reichte ich das Krüglein dem Sonnenburg, und sprach gar freundlich zu dem Mägdlein:

„Gottes Lohn, du liebe Jungfrau, für die Erquickung, die wir dir verdanken, möchtest du doch einen Wunsch im Herzen tragen, den du schier nicht meinst, daß er zu erfüllen sei nach deinem kindlichen Sinn, und ich wollte mich verbindlich machen auf Helm und Wappen, ihn dir zu gewähren nach aller Möglichkeit."

Kaum war indeß dies letzte Wort von mir gesprochen, so rannen dem Dirnlein die hellen, klaren Thränlein von den Wangen, so daß mir es im Herzen weh that; hatte ja auch schon vorher gesehen, daß dem Mägdlein irgend Jemand, der ihm theuer, verblichen war. Dachte aber bei mir, da dich der Herr im Himmel zu einem Gewaltigen gemacht auf Erden, so magst du wohl trocknen können die Zähren des armen Kindes, und fuhr also mit milder Stimme fort:

„Ei, ei, hätte ich doch nicht gemeint, daß ich im Tyrol ein traurig Angesicht finden müßte. Beruhige dich, mein Kind, und laß uns hören, was für ein Kummer

dich drückt, und so es eine Möglichkeit giebt, dir zu helfen, so soll es alsbald geschehen."

Da flog ein leiser Schein von Freude über das blasse Antlitz der traurigen Jungfrau, und fast hastig frug sie mich: „Seid ihr ein Herr vom Hofe des Kaisers, seid ihr bei ihm, könnt ihr der Unschuld Gehör verschaffen zu seinen Füßen?"

„Nichts leichter als das," erwiederte ich, „Maximilian ist für jeden seines Volkes zu sprechen, früh und spat, und er hält jeden Tag seines Lebens verloren, an dem ihm nicht vergönnt wäre, wenigstens die Thränen eines Menschen zu trocknen in seinem weiten, großen Reiche. Und darum sprich dich aus, mein armes Kind, und laß mich hören, was dir dein Herz bedrückt, sprich mit mir, als sei ich der Kaiser selbst, frei und ohne Zwang." —

„Ihr seid — ihr wäret —" stotterte die Jungfrau.

„Nun ja, ich bin dein Herr und Kaiser," sprach ich ermuthigend. „Schau, du hast dir wohl den Kaiser ganz anders vorgestellt; mit goldnen Ketten und Geschmeide, einem recht vornehmen Gesicht, und meinst nicht, daß ich im grünen, schmucklosen Wamms so ein mächtiger Herr sein könnte." —

Vor Schrecken und Erstaunen war das Mägdlein vor mir auf die Knie gesunken, und bedeckte meine Hand mit Küssen und Thränen.

„Gott, der Vater im Himmel, hat euch gesandt," rief sie, „die Stimme der Unschuld zu hören in der Stunde der Gefahr; ihr werdet den Vater retten von Schmach und Tod, denn unschuldig haben sie ihn nach Innsbruck gefangen geführt — und sie wollen ihn peinigen und foltern, auf daß er bekenne, was er nicht verbrochen."

Mit aller Wärme der kindlichen Liebe erzählte sie mir darauf, daß man ihren Vater für den Mörder meines Wildmeisters halte, daß er unschuldig, und ich solle ihn freilassen, weil ich der Kaiser sei. Das gute Dirnlein sprach so beweglich, so eindringlich, daß mir oft das helle Wasser in den Augen gestanden ist. Aber, beim Himmel, wem ist es noch nicht vorgekommen, daß sündhafte Eltern oft die besten Kinder haben und auf der andern Seite selbst der Gerechte zum Sünder werden kann, ist es mit dem Gottvertrauen nicht immer recht bestellt. Der vom Bühl stieg immer einher, wie ein Prinz, mit goldnem Wehrgehänge und köstlich gesticktem Gewand, hat auch eine Armbrust getragen, die mehr werth, als mein Gewehr. Wie leicht verblendet die Sünde — und die Gerechtigkeit muß ihren Lauf haben. Ich sagte also dem Mägdlein, daß ich ihren Vater der Haft nicht entlassen könne, bis seine Unschuld erwiesen, daß er übrigens nach Recht processirt werden solle — mehr aber könne ich nicht thun, denn es sei nöthig, daß Recht und Gerechtigkeit stets geübt werde. Tröstete dann die Jungfrau sonst auch auf alle Weise und gab ihr zuletzt noch das Versprechen, daß ich ihren Bruder und Verlobten, die sich hier aufhalten sollen zu Innsbruck, vor mein Angesicht lassen wolle. Soll mich freuen, wenn die Buben so frischen unverdorbenen Sinnes sind, wie das Mädchen, denn das ist eine ächte deutsche Jungfrau in Zucht und Ehren."

So sprach der Kaiser gar freundlich und gnädig, und sein Antlitz strahlte von der herzigen Güte, welche ihm eigen. Kunz von der Rosen, der lustige Rath, schüttelte aber lebhaft sein Haupt, daß die Schellen hell klangen, und rief:

„Ei, ei, mein Herr und Kaiser, wie trifft sich das

jetzt so schön zusammen! Des Mägdleins Bruder und Verlobter harren schon lang draußen, denn ich ließ sie heut suchen, bis ich sie gefunden in Innsbruck. Und da ihr zur Stunde gar gnädig gesinnt seid, so lasse ich die Beiden eintreten, denn es scheinen mir zwei echte Tyroler zu sein, wie sie mein Herr und Kaiser gern hat."

„Nun, so laß sie kommen, Kunz," sprach Maximilian, „und ich will sie anhören, thut mir übrigens leid, daß sie keinen andern Bescheid haben können, als das Mägdlein."

Kaum hatte der Kaiser diese Worte geendet, als sich die Thür öffnete, und geführt von Kunz traten Johannes und Martin herein. Die Haltung der Jünglinge war ehrfurchtsvoll, als sie die vielen vornehmen Herren vor sich erblickten, doch trug ihr ganzes Wesen keine Spur von Verlegenheit, und sie verneigten sich stumm vor der Versammlung.

Maximilian war aufgestanden, bevor die Beiden hereingekommen waren, und stand mitten unter seinen Hofherren, mit prüfendem Blicke die Angekommenen musternd.

Martin und Johannes hatten den Kaiser noch nie gesehen, obgleich sie schon einige Male in Innsbruck waren, allein kaum hatte der Letztere mit schnellem Auge die Herren gemustert, als er schon bis auf einen Schritt vor dem Rechten stand, und treuherzig ausrief:

„Ihr seid der Kaiser, und wenn ihr gleich das einfachste Gewand tragt von Allen. Schaut, Herr Kaiser, euch haben wir noch nie gesehen, obgleich ihr mehrmals uns Zirlern die Gemslein weggeschossen auf der Jagd; allein ich meine, es könnte Niemand Anders von euch sein, obgleich ihr alle recht stattliche Herren seid."

Die einfachen Worte des schlichten Natursohnes wirkten auf das vortheilhafteste sowohl auf den Kaiser, als

sein Gefolge, und mit wohlgefälligen Augen die beiden kräftigen Jünglinge betrachtend, sprach der Erstere:

„Nun in Gottes Namen, wenn ihr es einmal haben wollt, so will ich euer Kaiser sein, und wenn ihr meint, daß ihr was anzubringen habt bei mir, so sprecht euch aus, klar, offen und wahr."

Wie Lisbeth bereits dem gütigen Kaiser das Unglück des Vaters vorgemalt, so lebendig wiederholten Bruder und Verlobter die Bitte um Freilassung des Unschuldigen.

„Unser Vater," sagte unter Anderem Johannes, „ist ein schlichter, einfacher Mann, voll Vertrauens auf unsern Gott im Himmel. Wir sind aufgewachsen an seiner Seite, und haben nie etwas Unrechtes weder von ihm gesehen noch gehört. Und er, er sollte einen Gast morden, der ihn um ein Nachtlager angesprochen! O ihr glaubt es selbst nicht, kaiserlicher Herr, daß einer aus eurem treuen Volke in Tyrol das Gastrecht brechen könne. Wer die verruchte That gethan, das weis Gott im Himmel allein, und sein mächtiger Arm wird den Frevler finden, vermöchte dieser auch Felsen vor die Höhle zu wälzen, die ihn birgt. Unser Vater aber ist unschuldig an dieser That, darum seid ihr ihm gnädig und entlasset ihn seiner Haft."

Mit größter Milde erwiederte auf diese Rede der Kaiser:

„Du bist ein braver Sohn, wie deine Schwester eine wackere Tochter, ich lobe euch, daß ihr für des Vaters Ehre streitet mit Herz und Mund, denn Vater und Mutter soll jeder Mensch hoch ehren auf Erden. Liebe zwischen Eltern und Kindern ist das höchste irdische Glück auf Erden, sie opfert sich am Meisten auf und unvergeßlich sind die Zeiten, wo der Mensch harmlos und still im

Hause der Eltern lebt. Ich, euer Herr und Kaiser, dem ein großes weites Land unterthan, ich habe schon lang Vater und Mutter verloren, allein ich denke ihrer noch mit treuem Herzen und freue mich des Wiedersehens dort oben, wo es keine Trennung mehr giebt. — Ihr mögt also glauben, daß es mir leid thut, euch den Vater nicht freigeben zu können, bis seine Unschuld erwiesen, denn vor dem Auge des Richters, das unterscheiden soll den Gerechten vom Ungerechten, den Wahren vom Falschen, darf kein Schleier des Mißtrauens bleiben. Gehet heim zu eurem Schwesterlein und holet sie nach Innsbruck. Euch soll gestattet sein, den Vater zu sehen in seinem Gewahrsam, aber nur einmal, denn so will es das Gericht, mehr kann ich nicht für euch thun. Geht jetzt mit Gott, betet zum Vater im Himmel, auf daß er klar mache, was uns verborgen, auf daß er entweder die Unschuld eures Vaters an das Tageslicht bringe, oder ihm sein Herz erweiche, daß er gestehe, er habe gemordet, verblendet von den Lockungen der Sünde. In wenig Tagen ziehe ich wieder von hier, beeilt euch also die Schwester zu holen. Gott segne euch, jetzt geht."

Mit nassem Auge und stummen Schmerze hatten die Jünglinge die Worte des edlen Fürsten vernommen.

„Euch behüte Gott, kaiserlicher Herr, noch lange Jahre zum Wohle eures Volkes," rief Johannes, „er sei euer Schutz und Hort auf allen euren Wegen; muß uns auch der Vater noch vielleicht lange schmachten, bis er sich, oder ein Wunder des Herrn ihn vom schweren Verdachte gereinigt, könnt ihr auch nicht lösen seine Haft, so habt ihr uns Armen doch mit Gnade und Barmherzigkeit aufgenommen. — Des Menschen Schicksal ist oft wunderbar, und mich sollte es glücklich machen, könnte ich euch

einst die Milde vergelten, welche ihr uns erzeigt. Es ist wohl ein närrisch Wort, was ich da rede, ich ein armer Gemsschütz, ihr der Kaiser, der andere und edlere Leute um sich hat, die für ihn das Leben gern wagen. Und doch es giebt Fälle, wo die Hülfe des Geringsten unter den Menschen oft schon aus Gefahr errettete, und braucht ihr unsre Arme und Waffen einst zu Schutz und Wehr, so befehlt und wir sind bei euch."

Mit diesen Worten schieden die Beiden von dem Kaiser, und in kurzer Frist schritten sie mit eilendem Schritte auf Zirl zu.

Siebentes Kapitel.

Das Wiedersehen.

Im einsamen Kerker saß Andreas. Nur ein schwaches, dürftiges Licht fiel durch die enge Fensterhöhle in sein Gemach, die Stille des Todes umgab ihn in der schrecklichen Einsamkeit. Nur zuweilen tönte der Fußtritt des Gefangenwärters, klirrten dessen Schlüssel an einem benachbarten Gefängnisse, das einen Verbrecher aufnehmen, oder einen zum Gericht entlassen sollte. Feuchte, ungesunde Luft, die aus den dicken, vermoderten Mauern hervorströmte, füllte den Kerker. Eine Bank von Holz, bedeckt mit einem zerrissenen, alten Stück Tuch, war das Ruhelager des Gefangenen, auf dem er sich jedoch noch nie ausgestreckt, seit er in Haft. Wo hätte er auch schlummern, ruhen können bei der Qual, welche seine Seele litt?

Heut war ihm noch weher als jeden andern Tag.

Seit gestern hatte man ihm die Kette, welche den einen Arm und Fuß fesselte, abgenommen, und mit wehmüthigem Blicke schaute er jetzt auf den rothen breiten Reif, den das harte Eisen am Handgelenke hinterlassen. „Sie haben dir die Kette abgenommen,“ dachte er, „um dich noch einmal in die Täuschung zu versetzen, du seist noch frei, wie einst; bald werden sie dich hinüber führen zur Folter und quälen und peinigen, auf daß du gestehest, was du nicht verbrochen. — Sie werden meine Glieder biegen und verrenken, sie werden mir die Knochen zusammenpressen, damit ich mich als Missethäter bekenne. — Und du, allmächtiger Vater im Himmel, du weißt, daß ich unschuldig des Verbrechens, welches sie mich zeihen, du kennst die innersten Tiefen meines Herzens! — Und doch schwindet der finstere Kerker nicht über mir, doch raubt man mir mein Heiligstes, meine Ehre, mir theurer als das Leben. — Gott, womit habe ich das verdient? war ich ja doch nie schuldig schwerer Missethat, daß dein Grimm mich so schwer heimsucht; und meine Kinder, meine armen theuren Kinder, sie sind fern von mir, kein milder Engel öffnet ihnen den dunkeln Kerker, um den Vater zu sehen und zu sprechen. O wäre mir nur die Wonne vergönnt, meine Geliebten noch einmal zu sehen im Leben, könnte ich sie mit aller Liebe noch einmal an mein Herz drücken, was wären mir dann die Schmerzen der Folter, selbst der Tod? Aber Gott hat sein Antlitz von mir gewendet; er hat mich vergessen in der Stunde —“

Da klirrten die Schlösser des Kerkers, die schweren Riegel wurden zurückgeschoben, auf ging die Thüre und zu den Füßen des Vaters lagen die Treuen Lisbeth, Johannes und Martin.

Thränen entstürzten den Augen des Gefangenen, als

mit süßem Worte, mit dem reinsten Ausdrucke der Kindesliebe die Seinen ihn nannten mit den zärtlichsten Namen.

„Gott du bist groß und deine Liebe ist unendlich wie die Welt," rief er, die Arme gegen des Kerkers Bogen ausgebreitet. „Ich konnte zweifeln, konnte fürchten in dem Augenblicke, wo die Ersehnten nur noch wenige Schritte von mir entfernt. Ja deine Huld, deine Gnade verläßt uns nie in der Stunde der Trübsal, dein Name sei gebenedeit, sei gelobet."

Und er preßte die Theuern an sein Herz, er faßte sie fest an, als sei er im Zweifel, ob Alles ein schöner Traum sei, den ihm die Morgensonne zerstreuen könne.

O es ist die heiligste, herrlichste Liebe, die der Eltern zu den Kindern, die Liebe der Kinder unter einander. Es ist die reine helle Flamme, welche das Herz veredelt und erhebt. Lasset Gram und Noth über eine Familie einbrechen, Vater und Mutter sie werden sie tragen und ihre Augen durch Thränen auf die Kinder lächeln. Der arme Bettler, der an der Straßenecke sein trocknes Brot erbettelt, wahrt an seiner Brust sein Kind, er darbt um jenes zu nähren, ihm eine Freude zu machen, während der Kummer sein Antlitz mit jedem Tage mehr furcht. — Darum haltet Kinder fest an eure Eltern, und ehrt sie hoch und heilig, so lange sie bei euch weilen. Es kommt vielleicht die Zeit, wo ihr hinausziehen müßt in die weite Welt, und mit thränenschwerem Auge Abschied nehmet von dem Orte, wo ihr eure Jugend verlebt. Und ihr werdet fremde Städte, fremde Länder, Thäler und Berge, Flüsse und Seen sehen. Ihr werdet kennen lernen so manche Menschen, deren Freundschaft ihr euch erwerbet, und die euch fast vergessen lassen das theure Vaterland. Aber nach Jahren kehret zurück zur Heimath. Euer Körper,

euer Geist ist gereift, der Knabe ist ein Jüngling geworden. Das Vaterhaus schaut euch schon so traulich von Weitem an, Alles scheint euch zu begrüßen. Eltern, Geschwister kommen entgegen, ihr Auge überblickt des Fremdlings Gestalt, die Stimme der Natur spricht: „es ist der Sohn, der Bruder," da braucht es kein Wort mehr, der Sohn liegt am Herzen der Seinen, wer möchte schildern die Seligkeit des Wiedersehens?

„Jetzt will ich gern leiden und sterben," rief Andreas, „seid ihr doch wieder bei mir, ihr, die Geliebten meines Herzens. Von Stunde zu Stunde, von Tag zu Tag habe ich euerer geharrt, umsonst, die Pforten meines Gefängnisses blieben geschlossen. Mein alter Kerkermeister ist rauh und einsilbig, sein Herz ist erstarrt bei dem rauhen Handwerk, dem er angehört. — Setzt euch zu mir, Kinder, hierher auf das dürftige Lager. Siehe hin, eine Lampe haben sie uns gegeben, auf daß ich euch doch sehe, wenn auch das blöde Auge den Glanz des Lichtes kaum ertragen kann."

„Es ist der Kaiser, theurer Vater, der uns erlaubte, zu dir zu gehen," sprach Lisbeth.

„Der Kaiser, ja der Kaiser ist mild, wie der Hauch des Frühlings," sprach begeistert der Gefangene, „er kann mir nicht öffnen die Pforte, welche mich hier gefangen hält, aber der Strahl seiner Gnade erleuchtet das düstere Gemach. Segne ihn der allmächtige Vater im Himmel für die glückliche Stunde, die er mir bereitet, ich will beten jeden Augenblick für ihn in meiner düstern Einsamkeit."

Wie Minuten verflogen den Glücklichen im Kerker die Stunden des Wiedersehens. Ihnen dünkte es nicht, als seien sie zwischen finstern, düstern Mauern, als leuchte

ihnen nur der blöde Schein einer dürftigen Lampe. Sie träumten sich zurück in ihre herrlichen Berge, auf die grünen, sonnerhellten Matten; des Himmels blaue Wölbung über sie ausgespannt. Blumen hoben die bunten Häupter zu ihren Füßen, balsamische Düfte streiften an ihnen vorüber. Dort erglänzte der weiße Kirchthurm von Zirl, aus der Mitte der kleinen Häuser, von der Höhe ertönte der Klang der Schalmeien; sie waren zu Haus, in der lieben traulichen Hütte; das Herz im Taumel des Glückes vergißt ja alle Leiden.

Und so saßen sie denn lang bei einander und hatten sich zu fragen und zu erzählen, als seien sie schon Jahre von einander getrennt. Andreas meinte, seine Lieben seien größer, schöner und kräftiger geworden, die Kinder aber fanden den Vater sehr verändert, seit er gefangen; sein Antlitz war bleich von der Kerkerluft und sein Auge matt geworden von der steten Finsterniß, die ihn umfing. Aber die Seinen, sie mochten es ihm nicht sagen, daß er sich verändert, denn sie meinten ihm weh zu thun, sie mochten ihm nicht gestehen ihre Furcht, die Angst, welche sie durchzitterte, sondern trösteten mit milden Worten den gefangenen Vater.

Aber endlich ertönte das Schloß der eisernen Thüre abermals — die Stunde der Trennung schlug. Der alte Gefängnißschließer ergriff die Lampe und forderte zum Abschied auf. „So müssen wir dich denn wieder verlassen, mein Väterlein,“ weinte Lisbeth an der Brust des Vaters, „so müssen wir denn wieder von dir gehen, und können dich nicht mit fortnehmen nach unserm Zirl.“

„Geht mit Gott, Kinder,“ sprach Andreas, „euer Anblick, die Stunde, wo ich euch wiedersah, haben mir neue Kraft gegeben, mein Leid als Christ und Mann zu

tragen. Mag es jetzt wohl oder übel gehen, der Allerbarmer im Himmel wird mit mir sein; ich bin gefaßt und ihr, ihr werdet eures Vaters nicht vergessen, der sein höchstes Glück in euch fand. Und so laßt uns denn scheiden, leb wohl, meine herzige Lisbeth, mein Johannes, mein Martin, Gott sei mit euch."

Keines Wortes mächtig, im tiefem Schmerze folgten die Kinder dem Schließer, das Thor von hartem Eisen trennte sie bald wieder von dem Vater, und in tiefer Schwermuth kehrten sie nach der Heimath zurück.

Bald nach der Zeit, wo Johannes und Martin bei dem Kaiser gewesen, verließ dieser wieder Insbruck, wo er überhaupt immer nur wenige Tage oder Wochen zubrachte. Schon dieser Umstand, aber noch mehr der, daß der bisherige Oberstrichter, welcher das Verhör des Gemsschützen zu leiten hatte, eines schnellen Todes verblich, übte auf das Schicksal des Gefangenen den entschiedensten und unangenehmsten Einfluß. Der neue Oberstrichter, ein junger, rascher Mann, und warmer Freund des ermordeten Wildmeisters, begann schon das erste Mal das Verhör mit entsetzlicher Strenge. Andreas wurde von ihm mit tausend Querfragen bestürmt, Alles hervorgesucht, den einfachen Natursohn zu verwickeln und ihm ein Geständniß zu entlocken. — Umsonst! Andreas blieb bei der reinen Wahrheit; war es ihm auch nicht möglich, den schrecklichen Verdacht zu entkräften, war es ihm auch nicht möglich, Licht und Aufklärung zu geben, wer den Mord begangen haben könne, er wankte nicht, sondern vertheidigte mit der Ruhe des guten Gewissens sein Recht.

Und siehe, längst schon war das Laub der Bäume gelb geworden, und vom Winde nach allen Richtungen zerstreut. Rauhe Stürme verkündigten die Ankunft des

Winters, frischer Schnee deckte die Häupter der Berge, das Grün der Alpen war verblichen; die Natur schickte sich an zu dem langen Schlafe, welchen ihr der Winter gebot.

Und immer drückender ward die Haft des unglücklichen Andreas, kein Mensch durfte ihn sehen, ihn sprechen, sein jetziger Kerker war in den untersten Räumen der Gefängnisse, Moder deckte die verwitterten Steinwände, jeder Athemzug war erschwert in dem engen Gemach. Und keine Aussicht auf Rettung, keine Aussicht, daß sich sein Schicksal ändern könne. Nur das lebendige Vertrauen auf Gott, welches den Gefangenen nie verließ, hielt ihn aufrecht in seiner Noth. Hoffnung stählt des Menschen Herz, sonst würde es oft brechen im Sturme des Unglückes, gleich dem schwachen Rohre.

Achtes Kapitel.

Die Kapelle.

Am Wege nach Zirl stand zur Zeit unsrer Erzählung ein kleines Kirchlein, schmucklos und einfach, aber gern besucht von den Leuten des Thales, denn nirgends deuchte es einem Jeden, könne er andächtiger sein, könne er so recht aus Herzensgrunde beten und lobsingen dem Vater im Himmel. Die Kirche trug einen niedrigen Thurm mit blankem Zinndache, in welchem ein Glöcklein mehrmals des Tages hell erklang und die Andächtigen zusammenrief zum Gebet. — Das Innere des kleinen Gotteshauses war von weißer Farbe, nur mit wenigen Bildern geziert, Altar und Chor aber mit großer Sorgfalt ausgestattet. —

Es war um die heilige Weihnachtzeit, zu jener hochheiligen Zeit, wo uns der Heiland der Welt geboren im friedlichen Hirtenhause, wo seine Wiege eine Krippe war, und schlichte Hirten den Gottessohn zuerst anbeteten. — Der Winter hatte seine Flocken reichlich ausgestreut. Berg und Thal war überzogen, und im Strahl der Abendsonne flimmerten die Schneefelder von tausend und aber tausend Demanten. Eine tiefe Stille herrschte im weiten Zirler-Thale, die Sonne begann sich zu neigen und die Bergspitzen glühten in rothem Glanze.

Der scheidenden Sonne herrlich Licht strahlte auch durch die Fenster der kleinen Kapelle und verklärte das Gesicht einer Betenden, die am Altare kniete. Es war Lisbeth, das fromme, treue Mädchen, welche jeden Abend das Gotteshaus besuchte, um für das Wohl des Vaters und seine Befreiung, für ihren Bruder und Verlobten zu beten. Und nie war ihr Gebet dringender, eifriger, als am heutigen Tage, ihre Augen schwammen in Thränen, und sie rang die Hände empor zum Bilde der schmerzensreichen Mutter, deren Bild am Altare auf sie herabschaute.

„O du gebenedeite Mutter unsres Heilandes,“ betete die Jungfrau, „neige du dein Antlitz gnädig meiner Noth. Du fühltest ein Schwert dein Herz durchdringen, als sie deinen göttlichen Sohn an das Kreuz schlugen, und du kennst den heiligen, tiefen Schmerz, der mich durchbebt! o rette ihn, den theuren Vater, aus des Kerkers finstrer Nacht, führe ihn wieder zu uns, du Mutter voller Gnade. Die feierliche Weihnachtszeit ist wieder herangekommen, die Zeit des Gedächtnisses, wo du den Heiland der Welt zu Bethlehem geboren, o laß mich das Fest an dem Herzen des Vaters begehen, gieb ihn uns wieder, den theuren lieben Vater! Siehe, ich gelobe Dir —“

„Gelobe nichts, Mädchen," unterbrach eine widrige Stimme das Gelübde der Jungfrau. —

Erschrocken blickte Lisbeth um, und unter der Thür der Kapelle sah sie die Gestalt des alten Veit lehnen; ein kalter Schauer durchzitterte sie unwillkührlich. — Die heilige Stätte nicht beachtend, hatte der Böswicht trotzig den grünen Hut auf die Stirn gedrückt, und unheimlich starrte sein Auge in das Gotteshaus.

„Was willst du hier, Veit, und warum störst du mein Gebet?" fragte bebend Lisbeth.

„Hm, was ich will," spottete der Alte, „stieg just da vorbei, schaute mit halbem Auge herein und freue mich, dich da beten zu hören für deinen Vater. Nun wer eine solche Tochter hat, dem ist ein Mord zu verzeihen; hätte ein schönes Heirathsgut gegeben, des Wildmeisters Gold und theure Waffen, unglücklicher Weise kamen indeß die Jäger des Ritters zu früh, und statt des Brautkleides giebts bald jetzt ein schwarzes Trauerkleid, nicht wahr, Jungfrau?"

„Veit," rief Lisbeth, „habe Erbarmen mit dem Unglücke, ich weiß, du hassest meinen armen Vater, du bist ihm gram von langer Zeit, allein schone seiner jetzt, wo er unglücklich, und sprich nicht nach das Ungeheure, was sie ihm angedichtet. —"

„Angedichtet," lachte der Alte, „ja wahrlich, man möchte es für Erdichtung halten, daß Andreas ein Mörder geworden. — Wer ihn da früher hat einher gehen sehen, Gemsbart und Federn auf dem Hut, stolz, als sei er ein anderer, als wir gemeinen Leute, der mag es jetzt freilich nicht glauben, daß er zu Innsbruck sitzt, mit einem Armensündergesicht, und bald das frische Leben geben soll

für seine Missethat. Aber wie gesagt, Hoffart kommt vor dem Fall."

„O schweig," zürnte Lisbeth, deren Gefühl sich empörte ob der Schmähungen, „sprich kein Wort mehr, denn du hast kein Herz in der Brust, du bist härter als der Stein der Felsen und kalt wie das Eis auf den Gletschern. Wahrlich, ich will auf Keinen im ganzen Thale einen Verdacht werfen und sagen, er habe das Verbrechen begangen, wegen dessen sie den Vater gefangen gesetzt, aber gäbe es einen auf der Welt, von dem ich glauben könnte, er sei eines Mordes fähig, so — bist du es." —

Ein heiliger Zorn hatte die zarte Jungfrau ergriffen, mit dunkelglühender Wange und blitzendem Auge stand sie dem Feinde ihres Vaters gegenüber, der ihr anfangs mit großer Gelassenheit zuhörte, als aber der letzte Vorwurf ihn traf, verzerrte sich sein häßliches Gesicht zur grinsenden Larve, die Hand suchte das kurze Jagdmesser, und mit heiserer Stimme rief er wild:

„Schlangenbrut, du wagst mich einer Sünde zu zeihen, die dein ruchloser Vater begangen. Dich hat dein böser Engel hierher geführt zur Stunde, mir entkommst du nicht. Nieder auf die Kniee, Dirne, ich will dir noch ein Gebet gestatten, dann aber mußt du sterben und Alle, Alle sollen dir folgen, welche dir angehören."

„Ich fürchte nicht den Tod, Veit," sprach mild das Mädchen, „ich fürchte nicht, vor Gottes Richterstuhl zu treten, aber warum willst du mich morden, mich, ein Weib ohne Schutz und Wehr."

„Hast du nicht selbst den bösen Geist in mir beschworen," erwiederte Veit, „hast du mich nicht angegriffen im Innersten? was zaudere ich noch, ein Ende mit dir zu machen; hierher zu mir." —

Und mit gewaltiger Hand packte der Unhold die Jungfrau, riß sie zu Boden, und hoch auf schwang er den Mordstahl. —

Da aber fühlte er seine Hand fest gehalten — das Messer fiel zu den Füßen Lisbeths, Veit zitterte vor Schreck und wagte kaum umzublicken. — Aber wie vernichtet sank er zusammen, als ein einziger Blick ihm zeigte, wer sein Verbrechen verhindert.

„Gott sei mir gnädig," stotterte er, „die Todten stehen auf aus den Gräbern."

Und fürwahr, wie ein Todter stand die Gestalt eines jungen Mannes, todtenbleich und mit verwirrtem schwarzen Haar, vor ihm. Ein elendes zerrissenes Gewand deckte kaum die Blöße des Unglücklichen, dessen rechter Arm, mit Lumpen umwickelt, in einer Schlinge ruhte. Tiefes Leiden malte sich in seinen zerrütteten Zügen, sein Körper war gebeugt, das Auge stier und grauenerregend.

„Hast du gemeint, Alter, ich sei todt," sprach er mit einer Stimme, die aus dem Grabe zu kommen schien, zu Veit, der wie eine Bildsäule ihn anstarrte, „hast du wirklich gemeint, ich sei zerschellt im tiefen Abgrunde? O nein, laß dir die Geschichte erzählen, Väterlein, die Geschichte, worin die Bäume barmherziger sind, als die Menschen, und das Opfer auffingen, was du hinabgeschleudert, auf daß Jemand lebe, der erzählen kann, was in jener grauenvollen Nacht geschehen mit des Kaisers Wildmeister. —"

„Daß dir die Zunge verdorre, Unglückseliger," schrie Veit, „jetzt erst muß die Dirne wahrhaftig sterben, oder sie verräth uns Beide." —

„Nein, sie stirbt nicht, wohl aber wir zwei," sprach Toni Heinzenberger, der ehemalige Helfershelfer Veits, ich habe geschworen, keinen Mord mehr zu vollbringen,

sonst lägest du schon bleich am Boden. Aber dieser Taube will ich helfen aus den Fängen des Geiers, und dann geht's nach Innsbruck, den Andreas zu retten, wenn er in größter Noth."

Veit aber gab sein Spiel noch nicht verloren, sondern bückte sich schnell nach dem Messer am Boden, doch Toni beachtete jede Bewegung des Feindes, ein kräftiger Fußstoß warf den Alten fast sinnlos auf den Steinboden der Kapelle, dann aber faßte der junge Mann Lisbeth bei der Hand, und zog sie hastig aus der Kapelle, deren Thür er in das Schloß warf, auf daß der Alte ihm nicht folgen könne.

„Ich begleite dich bis zu deiner Hütte, Lisbeth," sprach Toni, als sie Beide neben einander gingen. „Vergönne mir es, dem Verworfenen, du machst mich auf kurze Minuten glücklich. — Denn siehe, bei deinem Anblicke träume ich mich zurück in jene harmlose Zeit, wo ich mit deinem Bruder und dir herzlich und vertraut, wo ich rein und ohne Schuld war. — Jetzt ist das Alles vorbei, meine Rolle ist ausgespielt. O könnte ich sie noch einmal zurückerbitten jene goldne Zeit, in der ich harmlos und fromm war, wie du und die Deinen. Aber du weißt es ja selbst, Lisbeth, wie Alles gekommen, wie ich gerathen bin in den Abgrund des Verderbens, aus dem ich nicht mehr herauszuklimmen vermag. Ihr Alle, mit denen ich aufgewachsen und erzogen, ihr habt mich verbannt und verstoßen, ihr habt es gewußt, denn jener Böswicht, der dir an das Leben wollte, hatte ja mein Gemüth und Wesen verwandelt, daß sich die Reinen von dem Gefallenen wandten."

„Tröste dich, Toni," sprach sanft die Jungfrau, „Gott ist barmherzig und gnädig und kann auch dir ver-

zeihen, was du verbrochen. Du bist noch jung, kannst noch beten und bereuen, kannst noch büßen deine schwere Schuld." —

„Ja du hast Recht, du frommes Kind," rief mit wilder Begeisterung der Jüngling, „ich kann noch büßen und das verhöhnte Gesetz versöhnen mit meinem Leben und Blute."

„Mit deinem Leben und Blute?" fragte entsetzt das Mädchen, „wäre es also wirklich wahr, was man hier und da spricht in den Hütten, du und Veit hättet schon mehrere Schützen gemordet auf den Bergen, aber man könne es euch nicht beweisen, denn man hat nur wenige gefunden, die Andern sollen in tiefen Abgründen liegen, wo kein menschliches Auge sie erblickt." —

„Nein, Lisbeth," sprach der Unglückliche, „diese Sünde lastet nicht auf mir, wohl aber eine andere, hast du nicht vernommen, was Veit mir sagte, als er zum zweiten Male sein Messer suchte?" —

„Gott, meine Ahnung," seufzte Lisbeth, und ward bleich wie Schnee, ihr Körper zitterte vor innerer Bewegung, Schmerz und Freude kämpften in ihrem Herzen, Toni mußte sie unterstützen.

„Ihr habt ihn ermordet, den Gast in meines Vaters Hause," sprach sie mit bebender Stimme, „ließt den unschuldigen Vater schmachten in Ket'en?"

„Um der Barmherzigkeit Gottes willen, sprich nicht weiter, Lisbeth," rief der unglückliche Jüngling, indem er vor ihr nieder kniete, „schone meiner, sprich nichts mehr. Siehe hier auf diesem Kreuze, einem Erbtheil von meiner dahingeschiedenen Mutter, auf diesem Kreuze schwöre ich dir: dein Vater wird gerettet durch mich aus seinen Banden, er wird frei sein, und seine Unschuld rein wie

Gottes Himmel. — Was geschehen ist, ist geschehen, die Vergangenheit kann ich nicht mehr ändern, die Leiden, die dein Vater erduldet, kann ich ihm nicht abkaufen mit meinem Blute. Sage es deinem Bruder, sage es Martin, daß ehe der dritte Tag gekommen, euer Vater frei ist aus seinem Kerker; seid dann glücklich, selig in eurer Liebe, mir aber widmet eine Thräne des Mitleidens, wenn ihr hört, daß mein Blut geflossen zur Sühne für meine Verbrechen."

Lisbeth fühlte den tiefsten Seelenschmerz bei den Worten Tonis. Er war mit ihr aufgewachsen und früher ein treuer Freund Martins und Johannes. Dachte sie sich den vor ihr liegenden bleichen, abgezehrten Mann, wie er einst ein dunkellockiger, kräftiger Knabe war, fromm und seelengut, wie ihr Bruder, so glaubte sie fast zu träumen; ihr wollte nicht in den Sinn, daß das Verbrechen so verändern könne, wie es hier gethan. Sie wußte jetzt, daß er gen Innsbruck gehen wolle, den Vater zu retten durch sein Geständniß, sie wußte, daß der Tod ihn treffen müsse. Der Vater kehrt zurück, tönte es in ihrem Herzen, er wird wieder frei sein und mackellos wie sonst, aber dieser zu deinen Füßen geht in den Tod, sprach eine Stimme, und Wehmuthsthränen benetzten ihr Auge.

„Geh mit Gott, Toni," sprach sie schluchzend, „befreie den Vater aus seiner Haft und der Herr der Barmherzigkeit wird dir gnädig sein — wir sehen uns wohl nicht mehr auf Erden." —

„Wir sehen uns nicht mehr — lebe wohl — auf ewig," rief schmerzlich Toni, und mit eilenden Schritten verließ er die Jungfrau.

Neuntes Kapitel.

Des Sünders Verzweiflung.

Als Veit in der Kapelle aus der Betäubung erwachte, in welche ihn der heftige Stoß geworfen, begann es fast dunkel zu werden.

Er warf die Augen um sich herum, und als er sich von Blut benetzt fand, was aus einer Stirnwunde, die er sich geschlagen, reichlich hervorrieselte, als er den Ort erkannte, in dem er eingeschlossen, da ward es ihm unheimlich um das Herz. — In einer Kirche, an der Stelle, welche er seit langen Jahren geflohen, war er jetzt. Die Dämmerung, welche ihn umgab, der Schein des ewigen Lichtes, welches am Altare brannte und das Marienbild erhellte, vor dem er Lisbeth betend getroffen, erweckte in ihm ein Grausen, dem er nicht Meister werden konnte. Ohnehin war sein Kopf angegriffen von der heftig schmerzenden Wunde, kein Wunder, wenn eine fieberhafte Aufregung sich seiner bemächtigte.

Er eilte zur Thüre, um in's Freie zu gelangen, allein sie war versperrt, Toni's Hand hatte sie zugeschlagen und das feste alte Schloß spottete allen seinen Anstrengungen; die Fenster waren vergittert, die Mauern fest, nirgends ein Ausweg, nirgends Rettung. Hatte es ihm Toni nicht gesagt, daß er verrathen wolle, wer den Wildmeister gemordet, war er nicht jetzt schon auf dem Wege nach Innsbruck, um den Andreas zu retten, und sich und den Meister, der ihn eingeweiht in die Schule des Verbrechens, anzugeben als die Mörder? — Sie werden dich hier finden, eingesperrt in dem Kirchlein, sie werden dich in Ketten schlagen und an des Andreas Stelle setzen, um dann dein Blut zu nehmen zur Sühne für das von dir vergossene.

So dachte der Alte; Furcht und Angst vor Strafe und Vergeltung durchschüttelte sein Gebein, und hundert Male versuchte er das Schloß der Kapelle zu erbrechen, die schweren Gitterstangen zu biegen, allein vergeblich. Alles spottete seiner Bemühungen. Seine Hände waren zerfleischt von der außerordentlichen Anstrengung, und die Wunde an der Stirne blutete fortwährend.

Und die Nacht senkte sich gleich einem dunkeln Flor über die Berge, dicke Schneewolken deckten den Himmel, kein Sternlein blinkte. Ein kalter eisiger Wind zog durch die theilweise zerbrochnen Scheiben der kleinen Kirche, die Wetterfahne auf dem Thürmlein kreischte unheimlich, und die Angst des alten Böswichts wuchs mit jeder Minute. Ihm war es, als zögen die Geister der von ihm Erschlagenen an den Kirchenfenstern vorbei, und riefen Wehe über ihren Mörder. Das Licht am Altare flackerte hin und her im Zuge, bald ward es kleiner, bald flackerte es hoch auf, und aus jeder Ecke starrte den Alten ein todtenbleiches Antlitz an, streckten sich ihm entfleischte Hände entgegen, um den Mörder an sich zu ziehen. Dicht neben dem Altare stand der Wildmeister in seiner reichen Kleidung, wie er einst auf Erden gewandelt. Er winkte dem Alten heftig und deutete mit der einen Hand auf die Brust, aus welcher das Blut in dunklen Wellen quoll. Entsetzt barg Veit das Antlitz in den Händen, damit sein Auge den grauenvollen Spuck, den er im wirren Traume wirklich zu sehen glaubte, nicht mehr erblicke. Aber vergebens. — Ihm deuchte es, als sei er auf einmal in Innsbruck. Das Volk drängte sich durch die Gassen und umgab ein schwarzes Gerüst auf großem freien Platze. Und unwillkührlich fühlte sich der Alte mit fortgerissen, und war einer der Ersten, der an dem Gerüste stand.

Da führten sie einen Mann herbei, bleich und abgemagert, die Hände im Gebet gefaltet. Ein Priester geleitete den Verurtheilten bis an die Stufen des Schaffottes, und mit Entsetzen erkannte Veit den Andreas, ihn, das Opfer seines furchtbaren Verbrechens. Der Unglückliche wandte das kummervolle Auge auf den alten Feind, und drohte ihm mit der aufgehobenen Hand. Die Henkersknechte packten den Verurtheilten, des Scharfrichters blankes Schwert blitzte, Veit fühlte sich benetzt von dem Blute seines Opfers. So folgte ein Traum dem andern, und jeder furchtbar und grauenhaft; der alte Schütz litt Höllenqualen. Wäre sein Herz nicht fest gewesen wie Stein, sein Sinn störrisch und hartnäckig, hätte er nur einen Funken Religion in seiner Brust getragen, die Nacht in der Kapelle hätte ihn bekehren müssen. Allein er, schon von Jugend auf verdorben, ergraut in Sünden und Lastern, er hatte keinen Platz mehr in seinem Innern, wo Friede, Versöhnung und Reue hätten einziehen können, gleich milden Genien. Der Alte hatte Furcht; der Schrecken jagte ihm alles Blut nach Kopf und Herzen, in der geheiligten Stätte bebte er vor Gespenstern, die seine wirren Gedanken erschaffen.

Wie jubelte er, als die ersten Strahlen der Morgensonne durch die Fenster fielen, als es begann Licht zu werden um ihn. Allein mit dem Tageslichte war seine Haft noch nicht gebrochen, es mußte Jemand von Außen das Schloß der Thüre öffnen, um ihn zu befreien. Aber Stunde um Stunde vergingen und Niemand kam. Da beschloß bei sich Veit, er müsse hinaus aus der Gefangenschaft, es koste, was es wolle. Spähend schlich er in dem Kirchlein umher, ob er keinen Ausweg, oder irgend etwas finden könne, ihm zu helfen aus seiner Noth.

Endlich entdeckte er in einem Winkel eine ziemlich starke eiserne Stange, welche einen Betstuhl stützte. Nur leicht befestigt, riß sie seine Hand bald los, und mit aller Kraft sie dicht neben dem Schlosse in die Oeffnung der Thüre bohrend, versuchte er es, sich mit ihr Freiheit zu gewinnen aus seiner Haft.

Lange spottete das starke Thor und Schloß seinen Anstrengungen, ganze Splitter Holz lagen bereits am Boden, und fast kraftlos wollte der Alte die Arbeit aufgeben, als plötzlich der Riegel nachgab und der eine Flügel des Thores aufging.

Gleich einem befreiten Unthier stürzte der Böswicht in's Freie, warf die Eisenstange in ein Kirchenfenster, daß die Scheiben zusammenklirrten, und eilte dem Gebirge zu.

Zehntes Kapitel.

Trost und Hoffnung.

Die Ueberraschung der Jünglinge Johannes und Martin war außerordentlich, als ihnen Lisbeth die Grüße Tonis brachte, und ihnen klar wurde, wer an des Vaters Unglück die schwere Schuld trage. — Wohl hatte im Anfange, als Andreas gefangen wurde, so mancher seiner Nachbarn für ihn gestritten, daß er, der brave rechtschaffene Mann, nicht der Mörder des Wildmeisters sei, und hier und da wurde Verdacht auf den Jäger Veit geworfen. Allein schon längere Zeit vor dem Morde, und auch später, ließ sich der Alte weder sehen noch hören, und selbst die besten Freunde des gefangenen Andreas glaub-

ten endlich, derselbe könne doch schuldig sein des Verbrechens.

Einige Gemsschützen hatten den alten Veit, nach ihrer Aussage, auf den höchsten Graten, Firnen und Gletscherfeldern erblickt; allein, wie ein Gespenst sei er entweder vor ihren Augen in der Luft entschwunden, oder in die blauen Eisspalten und Abgründe gesunken. Es ging deßhalb schon längere Zeit die Sage, Veit sei eines gewaltsamen Todes gestorben und könne nicht ruhen im Grabe. Die Bretterhütte, die er oben auf der Martinswand sich errichtet, mied deßhalb der beherzteste Schütz, denn das Gespenst des verstorbenen Jägers sollte umgehen und jeden tödten, der sich seiner ehemaligen Behausung nahe.

Johannes, Martin und Lisbeth theilten nun zwar den Glauben, von dem gespenstigen Umherirren des Todtfeindes ihres Vaters, nicht, allein sie glaubten ebenfalls, daß derselbe irgendwo seinen Tod gefunden habe, weil sie ihn nirgends mehr erblickten. — Ihr Vater Andreas hatte sich auch unlängst bei einem Verhöre entsonnen, daß ihm der alte Veit seinen Gast zugewiesen, und sagte in dem Verhöre aus, daß dieser der einzige sei, der vielleicht ein Licht in der Untersuchung geben könne. Als indeß das Gericht Bewaffnete nach Zirl sandte, sagte man ihnen allgemein, der alte Veit sei gestorben, und nur sein Gespenst weile noch auf der Martinswand zum Schrecken aller Gemsschützen. — Und die Söldner kehrten zurück nach Innsbruck, meldeten das ihren gebietenden Herren, und man hielt die Angabe des armen Andreas für ein Mährlein und schalt ihn mit harten Worten.

Wie staunten daher die beiden Jünglinge, als ihnen Lisbeth sagte, was sich in der Kapelle ereignet, als sie

ihnen erzählte, daß der greise Böswicht ihr nach dem Leben gestrebt. In der Angst, als Toni die Bebende aus der Kapelle zog, hatte sie nicht bemerkt, daß ihr Befreier die Thür in's Schloß geworfen und Veit dadurch gefangen sei, sondern sie war der Meinung, dieser habe sich gerettet vor dem Zorne Tonis. Hätte Johannes oder Martin ahnen können, der Alte sei eingesperrt in der Kirche, so hätten sie ihn sicher noch denselben Abend gefangen genommen, allein auch sie glaubten ihn längst außer aller Gefahr, und gingen nicht nach der Kapelle. Das Schicksal Tonis bedauerten die guten Menschen tief. Toni hatte kein schlechtes Herz, das wußten sie, allein sein verbrecherischer Lehrer hatte den Keim des Guten in ihm erstickt. Er trug jetzt zur Sühne sein Leben nach Innsbruck, um den Vater zu retten. Schmerz über den Unglücklichen, und unendliche Freude, daß der Vater gerettet werden könne, bewegten ihr Herz.

„Laßt uns mit dem Grauen des Tages gen Innsbruck ziehen," rief Lisbeth, „damit der Vater, sobald er den Kerker verläßt, sogleich uns sehe und sein Leid an den Herzen der Seinen vergesse."

„Ja das wollen wir," sprach Johannes, „richte du alles, mein Schwesterlein, zum frühen Aufbruche. Hole auch des Vaters Feierkleid, den Sonntagsgurt mit goldnen Zierrathen, seinen Hut mit Auerhahnfedern und Gemsbart herbei, damit er recht stattlich ausschaue und sich wieder wohl fühle, denn sein Gewand im Kerker ist wohl recht schlecht geworden. Ich nehme seine Armbrust, Martin den langen Gebirgsstock mit dem schwarzen Gemshorn. Und hörst du noch, Lisbeth, eile hinüber zur alten Anna drüben am breiten Wege, und sage ihr,

sie solle Epheu sammeln unter dem Schnee, und die Thür damit umkränzen, ich wollte es ihr gut bezahlen, geh', sag ihr das."

„Wie du willst Johannes," sprach willig Lisbeth, „wie wird das den guten Vater freuen, sieht er jetzt, wo alles schneeweiß, die Thür des Hauses grün umlaubt."

„Wenn nur seine Gesundheit nicht gelitten hat durch die feuchte Kerkerluft," sprach Martin, „er hat ja Gottes Sonne so lang nicht mehr gesehen, und jetzt im harten Winter wird das Grün unsrer Matten sein Auge nicht ergötzen, keine milde Luft ihm die matten Glieder erquicken. Mich quälen Ahnungen, die mit herbem Schmerze mein Inneres durchbeben."

„Ja bei Gott im Himmel, es war ein schweres bitteres Leiden," erwiederte Johannes, indem Thränen seinen Augen entrollten, „unser armer Vater ist schwer geprüft worden im Herbste seines Lebens. Aber stehen wir drei zusammen, und halten fest an einander, laßt ihn uns pflegen und warten, damit in der Liebe der Seinen das Andenken an die Zeit der Trübsal verbleiche. Und der Winter weicht ja binnen wenigen Monaten aus dem Thale; Alles wird wieder grün und lebendig, und der Vater wird genesen zum neuen kräftigen Dasein; Gott verläßt die Seinen nicht, wir treu dem Vater, der Vater im Himmel über uns, was ist dann alle Fährlichkeit? Steht uns ja doch Allen bald die schöne Stunde bevor, wo wir dir, mein Schwesterlein, den Myrthenkranz in das Haar flechten, wo wir sie dir, mein Martin, als treues Eheweib übergeben, sollte diese Stunde nicht milden Balsam in die Wunden des Vaters träufeln, sollte ihn dann nicht stille Freude verklären?"

„Ja, in unsrer Liebe soll er leben," sprachen Lisbeth und Martin in tiefer Bewegung, „und es wird ja Alles noch gut werden auf Erden."

Eilftes Kapitel.

Die Folter.

In der Rathsherrenstube zu Innsbruck saß Herr Walther Wegelin, der Oberstrichter, und ließ sich von seinem Schreiber die zahlreichen Berichte, Bittschriften und Dekrete vorlegen, welche heut eingegangen. Es war um die Abendzeit, die Sonne warf ihre letzten Strahlen durch die bunten Fenster und farbige Streiflichter malten sich an Wand und Boden des alterthümlichen Zimmers.

Der Oberstrichter aber freute sich nicht des schönen Abends, sondern warf nur hier und da einen Blick über die Papiere. Seine Stirn war ernst und düster, kein freundlicher Zug lag in seinem Antlitz, und kaum würdigte der strenge Mann hier und da den Schreiber eines Wortes oder einer Antwort, wenn derselbe auf das Unterthänigste nach etwas fragte. Der größte Theil der Papiere wurde bei Seite geschoben, unter einander geworfen, kurz der Oberstrichter war ein Bild der Unruhe am heutigen Tage.

„Legt mir jetzt alle die Schreibereien bei Seite, Herr Hieronymus," rief er endlich, indem er sich aus dem großen Lehnsessel erhob und mit langen Schritten im Zimmer auf und ab schritt. „Ich habe weder Geduld, noch Lust, die Sachen weiter anzuhören. Bringt mir lieber Nachricht, wie es dem Gefangenen Zipser ergeht und ob

derselbe wohl fähig ist, die Folterpein heut zum zweiten Male zu tragen. Des Menschen verstocktes Gemüth will ich brechen und müßte er das Leben dabei lassen, giebt er nur in dem letzten Stündlein sein Geständniß ab, er habe den vom Bühl, meinen unvergeßlichen Freund, ermordet in jener Nacht. Mir soll es der Unglückliche nicht klagen, daß er jetzt mit ausgereckten Gliedern auf dem Schmerzenslager liegt, ich habe es vor Gott nicht zu verantworten. Des Richters Pflicht ist eine schwere, heilige Pflicht, und ich will und werde sie üben nach Gewissen und Recht. Habe ich nicht meine Leute nach Zirl gesendet, um auszuspähen, ob wohl einer zu finden sei, der uns ein Licht gäbe in dem Rechtsfall, und ist nicht die Aussage des Deliquenten, es sei ein alter Jäger ihm des Mordes verdächtig, eine reine Lüge, da besagter Jäger schon vor der Zeit des Verbrechens den Hals gebrochen hat auf der Jagd? —"

„Und als Gespenst herumwandeln soll auf den Bergen," fiel kleinlaut der Schreiber dem strengen Herrn in's Wort. —

„Schämt euch, Herr Hieronymus," schalt dieser, „daß auch ihr, des Blutgerichtes Schreiber, an die Hirngespinnste des Volkes glaubt. Geht lieber hinunter und holt euch Bericht, ob wir heut wieder ein peinliches Verhör anstellen mögen, denn es wird Zeit, daß wir die Untersuchung zu einem Ende bringen im Guten oder Bösen — mir gleich."

Gehorsam eilte mit schnellen Schritten der gescholtene Schreiber hinaus und kam bald mit der Kunde zurück, der Gefangene sei gar schwach und matt, könne aber nach Aussage des Arztes die peinliche Frage wohl gut noch einmal bestehen.

„Nun so befehlt in meinem Namen, daß das Gericht bis acht Uhr Abends versammelt sei," sprach der Oberstrichter, „ihr findet euch um diese Stunde in meiner Behausung ein, mich in die Sitzung zu geleiten." — Bei diesen Worten nahm der hohe Mann das schwarz befiederte Barett und verließ das Gemach, gefolgt von dem Schreiber, der sorgfältig die Thür hinter ihnen verschloß.

Der arme Andreas war im tiefen Leiden auf dem ärmlichen Lager ausgestreckt. Bleich wie der Tod war sein Antlitz, keinen Arm, keinen Fuß konnte er rühren.

Es war eine harte Gerichtsbarkeit zur Zeit, in welcher Andreas gefangen war. Mit den größten Qualen suchte man den Verurtheilten das Geständniß ihrer Schuld abzuzwingen, was sie hartnäckig bisher verweigert hatten. Zu dem Ende war gewöhnlich in einem alten Thurme oder Gebäude, tief unter der Erde, ein kleines Gewölbe eingerichtet, damit man nirgends das Wehklagen des Gefolterten hören möge. — Die Werkzeuge, welche man anwendete, um den Deliquenten zu peinigen, waren sehr verschieden. In den ersten Graden wurde gewöhnlich der Verurtheilte über eine lange Leiter gestreckt und durch Seile, welche an Händen und Füßen angeknüpft, in die Länge gezogen, bis ihm alle Gelenke gespannt waren. Lag nun der Arme, ganz entkleidet, in dieser furchtbaren Stellung auf den scharfen Sprossen der Leiter, dann brannten ihn zwei Henkersknechte unter den emporgezogenen Armen mit brennenden Kerzen; — gewiß ein ungeheurer Schmerz. Diese Folter hatte der arme Andreas gestern bestanden und lag jetzt allein wieder in seinem Kerker; alle Glieder waren ihm wie zerschmettert, Brust und Arme versengt und verbrannt, der unglückliche Dulder litt entsetzliche Qualen. Doch unter den Leiden des Körpers

blieb die Seele des Mannes stark, und das gläubige Vertrauen auf den Lenker der menschlichen Schicksale, blühte in ihm wie eine Blume unter Trümmern. Er sollte noch einmal die Pein überstehen, noch einmal sollte er gefoltert werden, sein Mund sollte ein furchtbares Verbrechen gestehen, was er nie verbrochen!

Ein Schreiber und ein Beisitzer des Gerichts standen jetzt vor ihm und hatten so eben die Sentenz verlesen, worin ihm der zweite Foltergrad für diesen Abend zuerkannt war.

„Wie der Himmel will," sprach Andreas, „ich werde auch diesen Leidenskelch leeren. Aber hofft nicht, ihr Herren, daß ich euch etwas bekennen soll, an mir ist keine solche Sünde, und wenn ich unter euern Martern sterben muß, ich könnte nicht gestehen, was ihr von mir verlanget. Geht mit Gott, ihr Herren, das ist mein Bescheid, einen andern kann ich euch nicht geben."

Mit düsteren Mienen verließen die zwei Abgesandten den Kerker, und der Gefangene blieb allein zurück in seiner Einsamkeit.

„So weit ist es also mit dir gekommen," sprach dieser zu sich selbst, „noch einige Mal diese Qualen, und dein Auge bricht für immer. Sie werden dich einscharren an einsamer Stätte, kein Kreuz, kein Stein wird dein Grab zieren. — Bin ich darum auf der Berge höchsten Spitzen wunderbar stets verschont geblieben, hat darum der Schnee der Gletscher stets fest gehalten unter meinen Füßen, damit ich jetzt so elend ersterbe und als Mörder verdammt werde, so lang man meiner gedenkt. Meine Kinder, sie sind nicht mehr zu mir gekommen, seit ich sie zu jener Zeit bei mir gesehen! — Man wird ihnen den Zutritt zu mir gewehrt haben. — Ich muß mich an den

Gedanken gewöhnen, von dieser Welt zu scheiden, ehe ich sie noch einmal gesehen. Sie sind groß und stark, sie sind in der Furcht des Herrn erzogen, und dieser wird sie nicht verlassen. — Es war immer für mich ein Lieblingsgedanke, meine Lisbeth und meinen Martin am Altare stehen zu sehen; wie oft habe ich Gott gebeten, er möge mir nur diesen Tag noch erleben lassen, und ich wolle dann gern mein Haupt zur Ruhe legen. Aber jetzt ist es vorbei, mein Auge wird kein Sonnenlicht mehr sehen, nicht der Alpen Grün wird mich ergötzen; hier in diesen feuchten Gewölben muß ich vollenden."

So sprach der arme Gefangene und legte das müde, matte Haupt auf das Schmerzenslager. Und siehe, er fiel in einen festen, tiefen Schlaf, der ihm alle Leiden vergessen machte. — Da träumte es ihm, er sei lange in fremden Landen gewesen und kehre endlich wieder zurück in das heimathliche Thal. Und die Berge und Alpen waren noch wie früher, Alles war grün und lebendig, doch sein Hüttlein war verschwunden von dem Platze, wo es immer gestanden. An seiner Stelle aber ragte stolz ein prachtvolles Schloß empor, mit blinkenden Dächern und Zinnen. Und das Thor des Schlosses war weit offen und viele Leute strömten aus und ein. Auch Andreas, neugierig, wem das schöne Gebäude wohl gehöre, stellte sich unter den großen Thorweg neben die Andern, denn die Herrschaft solle bald kommen, erzählte man ihm, und mit gespannter Ungeduld harrte er derselben. Plötzlich ertönte ein lautes Jubelgeschrei weit in die Runde. „Sie kommen, sie kommen," riefen hunderte von Stimmen, und siehe, gegen das Schloßthor zu zogen Reiter auf muthigen Rossen, wehende Fähnlein in den Händen. Weithin blinkten ihre Harnische und fröhliche Musik klang hell durch die Berge.

In der Mitte des Zuges wurde eine reichverzierte Sänfte getragen, aus ihr schaute ein Edelfräulein, und neben derselben ritten zwei vornehme Herren. Andreas hätte gar gern das Antlitz der Drei gesehen, aber die Dame war ganz und gar verhüllt in einen weiten weißen Schleier, und die Ritter hatten das Visir von den prächtigen Helmen heruntergelassen. Was aber des Gemsschützen Aufmerksamkeit am meisten erregte, das waren die herrlich gearbeiteten Schilde, welche die Herren trugen. In dem einen, welches der Größere von Beiden führte, sah man eine springende Gemse, mit dem Alpenblümlein auf weißem und blauen Grunde; auf dem andern aber einen Gemsschädel mit sieben Blutstropfen, als Wappen gar kunstreich gemalt. Und es war dem Schützen, als könne er sein Antlitz nicht wegwenden von den drei Gestalten, obgleich weder Schleier noch Stahl, die sie verhüllten, ihn erkennen ließen, wer sie seien. Der Zug begab sich in den Schloßhof und unwillkührlich drängte sich Andreas weit vor, um Alles zu sehen. — Von den schnaubenden Rossen sprangen die Ritter und hoben die Dame aus der Sänfte. Und die zwei Vornehmsten traten hervor und reichten derselben ihre Arme. Alles theilte sich ehrerbietig nach beiden Seiten, um Platz zu machen. Nur Andreas blieb stehen, fest wie ein Fels, und wich nicht aus, obgleich er ein gemeines Wamms trug und bemerkte, daß die Drei auf ihn zukamen. Mit hastigen Schritten näherten sie sich, ehrerbietig zog der Schütz seinen Hut. Da aber sanken die drei schönen Gestalten nieder zu des armen Andreas Füßen, den Schleier warf die Dame zurück, klirrend fielen die Helme der Ritter zu Boden und: „Vater," riefen alle drei, „theurer, lieber Vater, kennst du denn deine Kinder nicht mehr? —"

Da fühlte Andreas sein Herz erzittern voll hoher Freude und blickte in das liebliche Antlitz seiner Lisbeth, auf die in voller Jugendfrische vor ihm knieenden Jünglinge.

Und umschlungen fühlte er sich von ihren Armen — „meine Kinder, meine theuren, lieben Kinder,“ rief er — und — erwachte.

Aber nicht im unheimlichen Kerker fand er sich wieder. Ein weites, lichtes Gemach, in welches so eben das erste Morgenlicht hereinglänzte, wölbte sich über ihm. Er selbst lag auf weichen Kissen ausgestreckt, und neben ihm standen seine Lieben, zwar nicht in ritterlicher Tracht, wie sie ihm im Traume erschienen, doch mit denselben freundlichen Namen und Worten sein Erwachen feiernd. Andreas glaubte noch fortzuträumen, oder meinte, ein Gaukelbild täusche ihn. Er war ja ein armer unglücklicher Gefangener, einer Mordthat angeklagt, und doch sah er jetzt das helle Sonnenlicht, erblickte er seine Kinder um sich. Ja ja, dachte er, sie lassen dir noch eine Stunde des Glückes genießen, dann mußt du sterben den Tod eines Verbrechers. Andreas hatte ja oft gehört, daß man den zum Tode Verurtheilten vor ihrem Ende noch einmal alle Wünsche gewähre, welche ihr Herz hegen möchte, und sich selbst glaubte er in dieser Lage.

„Gott sei gelobt,“ rief der Gefangene, die matten Arme über die Seinen ausstreckend, „daß ich euch noch einmal sehe, ihr Theuren, bevor ich scheide von dieser Welt. —“

„Nicht sollst du scheiden von dieser Welt,“ rief Johannes, „nicht mehr trennen sollst du dich von den Deinen, denn hörst du, Vater: du bist frei und deine Unschuld ist erwiesen, sonnenklar wie der Himmel.“ —

„Frei, sagst du, Johannes, frei bin ich, meine Unschuld ist erwiesen," rief bebend vor Freude der Vater. „Ist's denn kein Traum, der meine Sinne umnebelt, werde ich nicht erwachen von der Seligkeit, die mein Herz erfüllt? Ja, Vater im Himmel, jetzt magst du mich abrufen von deiner Erde, denn es wird kein Fluch auf meinem Gedächtniß ruhen, sondern man wird eine Thräne der Wehmuth mir nachweinen."

„O denke nicht an das Sterben, mein theurer Vater," bat Lisbeth, „siehe, es ist ja Alles gut geworden und du wirst bald wieder erstehen zum neuen frischen Leben. Wir, deine Kinder, wir werden dich pflegen und warten, wir wollen den Wink deiner Augen beobachten, und wenn der Frühling kommt, dann ziehst du mit uns nach Zirl."

„Ja, mein Kind," erwiederte Andreas, „du sprichst so eigen, so wunderbar. Hier in dem schönen Gemach, hier auf dem weichen Lager, habe ich doch kein Recht zu ruhen, so redet nur, wer ist der barmherzige Samariter, der Mitleiden hat mit meinem Elend?"

„Unser Kaiser und Herr ist's, der dir dies Gemach angewiesen," erwiederte Martin, „deine Noth, dein Elend haben sein Herz bewegt. Und es ist sein Wille, daß du hier weilest, bis du genesen von allen Leiden, mit uns wieder nach Zirl gehen kannst; du wirst ihn bald selbst sehen."

„Gott erhalte unsern Kaiser," betete gerührt Andreas, „Segen folge ihm auf allen Wegen und sein Name sei hochgeehrt von allen Zungen. Aber wie, o erzählt mir, Kinder, wie ward ich frei, wie kam ich aus dem Kerker hierher, wie erkannte man meine Unschuld? —"

Johannes nahm hierauf das Wort und ausführlich

erzählte er Alles, was er wußte, bis zu dem Augenblicke, wo der tiefe Reue fühlende Toni von Lisbeth schied und versprach, den Vater zu befreien.

„Toni," fuhr er fort, „kam wirklich gestern gegen Abend nach Innsbruck. Als er an dem Jagdschlosse des Kaisers, Weiherburg genannt, vorübergeht, sprengt plötzlich ein Reiter gegen ihn zu. Es war ein vornehmer reicher Herr in glänzender Kleidung. Er ritt einen wilden schwarzen Hengst von gewaltiger Größe, der kaum der kraftvollen Hand seines Herrn gehorchen mochte. Der Herr ward mit jedem Augenblicke ungeduldiger über das ungeberdige Thier, und stieß heftig die goldnen Sporen in dessen Flanken. Mit einem Male steigt das Pferd kerzengerade und überschlägt sich mit seinem Reiter. Dieser kommt unter den Körper des Thieres; Toni stößt einen Schrei des Schreckens aus und da er Niemand in der Nähe sieht, springt er hin und fragt vor allen Dingen den Herrn, ob er ein Unglück genommen habe bei dem gewaltigen Falle." —

„Mich dünkt, meine Glieder sind ganz," sprach dieser, „aber Schmerzen leide ich schon unter dem Rosse." Toni faßt darauf den Zügel des Pferdes, ebenfalls unverletzt erhebt es sich und der Ritter kann aufstehen vom Boden. Er stützt sich darauf mit dem einen Arm auf Toni, führt mit dem andern sein Roß und schreitet auf das Jagdschloß zu."

„Als die Beiden unter das Thor kamen, merkte Toni wohl, daß sein Begleiter vom Hofstaate des Kaisers sein müsse, denn die Wachen, welche am Eingange standen, neigten die Hellebarden, und mehrere Knechte liefen herbei, dem Herrn das Pferd abzunehmen. Und als sie noch weiter hineinkamen und Hofherren und hohe Offiziere

sich um den Ritter drängten, da merkte der Toni, daß er mit dem Kaiser gegangen sei. Der Kaiser aber, denn er war es wirklich, nahm seinen Retter mit hinauf in sein Prunkgemach und war gar herablassend und gütig gegen denselben, fragte ihn auch, womit er ihm vergelten könne seine That. Da wurde diesem das Herz gewaltig weich, und reiche Thränen flossen über seine Wangen. Wahr und offen erzählte er Maximilian, weswegen er nach Innsbruck gekommen, und aus seinen Worten leuchtete so viel Reue und Zerknirschung, daß der kaiserliche Herr innig davon gerührt wurde."

„Gott gebe, daß hier noch zu retten ist!" sprach er feurig, indem er von seinem Sitze aufsprang, „komm und folge mir." Darauf gab er einigen Herren das Zeichen, ihn zu begleiten, und zu deinem Gefängnisse eilte er mit seinem Gefolge."

„Wir drei, Lisbeth, Martin und ich, waren schon seit frühem Morgen in der Stadt, weil Toni der Schwester gesagt hatte, daß er dich retten werde, und glaubten nicht anders, wir würden dich schon frei treffen. Allein die Pforten zu deinem Kerker blieben uns verschlossen, und unsern Schmerz wirst du dir denken, als wir hörten, man habe dich gepeinigt; kein Bitten und Betteln, uns nur einen Augenblick zu dir zu lassen, wurde erhört. So saßen wir den ganzen Tag vor deinem Gefängnisse, und meinten, der Toni müsse jeden Augenblick kommen und dich frei machen. Sollte der Unglückliche etwa in die Hände des ruchlosen Veit gefallen sein, fürchteten wir, wäre ihm ein Unglück begegnet, oder hätte am Ende die Furcht über sein besseres Ich gesiegt? Unsre Angst, unsre Sorgen wuchsen mit jeder Stunde, namentlich litt unser Schwesterlein durch Kummer und die Kälte, denn

wir sind den ganzen Tag in kein warmes Gemach gekommen."

„Schon dämmerte der Abend und wir schickten uns bereits traurig an, nach Haus zu wandern, da kam plötzlich mit eiligen Schritten unser Herr und Kaiser die Stufen, welche zum Gefängnißhause führen, herauf; ihm folgten mehrere Herren seines Hofes, Toni, der treu sein Wort gehalten, und zuletzt der Oberstrichter. Wir ahnten sogleich Alles, und beugten unsre Kniee vor dem Kaiser. Mit wahrhaft väterlicher Güte hob uns Maximilian auf, sagte dem lustigen Herrn, der immer mit ihm geht, einige Worte ins Ohr, und winkte uns, diesem zu folgen. Herr Kunz, wie ihn die Leute nennen, führte uns hierher in das Zimmer des kaiserlichen Schlosses, und sagte uns, leutselig und mit heitern Worten, hier sollten wir warten, denn der Vater würde bald kommen, und hier gut verpflegt werden."

„Und kurze Zeit verging nur, so brachten sie dich in einer Sänfte getragen, und du lagst darin so still, als seist du schon gestorben, aber dein Antlitz war freundlich, als träumtest du sanft und schön."

„Ja, ich hatte einen herrlichen Traum," sprach Andreas, „ich träumte von euch, meine Lieben. — Ihr sollt später Alles wissen, jetzt aber laßt uns Gott danken, daß es so gekommen, lasset uns seinen Segen erflehen über unsern Kaiser."

Andreas faltete die Hände, auf die Kniee sanken die Seinen, und sie beteten lang und eifrig zum Vater im Himmel.

Zwölftes Kapitel.

Die Genesung.

Andreas hatte noch viel zu leiden von den Qualen, welche er ausgestanden; sein Körper war welk und matt, alle Gelenke ausgedehnt, und er wäre wohl unrettbarem Siechthum verfallen, wenn nicht des Kaisers Huld ihn mit allem Möglichen unterstützt hätte, um seine Leiden und Schmerzen besser tragen zu können. Maximilian sandte dem Kranken alle Tage seinen Arzt, der mit größter Sorgfalt denselben behandelte, und was am Besten zu seiner Genesung beitrug, war, daß seine Kinder auf besondern Befehl des Kaisers bei ihm bleiben durften. Maximilian besuchte fast jeden Tag den Leidenden, und die herablassende Güte, mit welcher er mit seinem Schützlinge plauderte, wirkte auf diesen gleich der heilsamsten Arznei.

Des Kaisers größtes Vergnügen war die Jagd auf das flüchtige Wild der Alpen, ihr war er leidenschaftlich ergeben. Es konnte daher nicht fehlen, daß er bei seinen Besuchen, gleich im Anfange auf das edle Waidwerk kam, von seinen Erlebnissen und Erfahrungen sprach, und dieses mit einem Feuer, was ihn Alles um sich vergessen ließ. Andreas seinerseits theilte dem kaiserlichen Herrn gar viele Jagdgeheimnisse und Arcana mit, welche er theils selbst entdeckt, theils aus dem Munde alter Jäger vernommen hatte. Dies war für Maximilian viel werth, und mit jedem Tage wurde er dem Andreas und den Seinen mehr zugethan."

Ueber Tonis Schicksal vermied der Kaiser zu sprechen; Andreas erlaubte sich daher ein Mal für ihn zu bitten, allein Maximilian erwiederte darauf in fast stren-

gem Tone: „Sei ruhig Alter, und kümmere dich um das Schicksal eines Menschen nicht, der an deinem Elend so großen Antheil hatte, er wird gerichtet nach seiner Missethat, doch kann ihm, um seiner Reue willen, vielleicht der schimpfliche Tod erlassen werden, um so mehr, da er doch nur das blinde Werkzeug in der Hand Veits war. Ich denke noch aus ihm einen rechten Mann zu machen und will ihm Gelegenheit geben, seine Fehler zu büßen. Und nun kein Wort mehr über ihn und seinen teuflischen Lehrmeister, dessen wir mit aller Macht nicht habhaft werden können." Damit hatte das Gespräch ein Ende.

Trotz aller sorgfältigen Pflege, welche der Kranke genoß, erholte sich jedoch sein Körper nur langsam. Und erst als der Schnee auf den Bergen bereits zu schmelzen begann, als auf den sonnigen Höhen die ersten Blümlein die zarten Häupter erhoben, konnte er auf Stunden das Lager verlassen, und langsam, gestützt von Martin und Johannes, im Zimmer auf und ab wandeln.

„Wenn ich erst wieder zu Zirl sein werde, Kinder," sprach Andreas einst, „dann wird es schon wieder besser gehen; die Frühlingsluft wird meine Glieder neu stärken, ich glaube das gewiß. Noch sind es drei Wochen bis auf Ostern, bis dort sind wir wieder in der heimathlichen Hütte. Ich will an dem Ostertage das Fest meiner Genesung feiern, und wie könnte ich es besser, als wenn ich euch Lisbeth und Martin, am Altare durch den Segen des Priesters verbinde, wenn ich ein Band knüpfe, das uns Alle glücklich machen wird. Sagt, ist es euch recht, meine Kinder?"

Martin und Lisbeth sanken zu den Füßen des Vaters und küßten seine Hand. Johannes aber rief fröhlichen Muthes:

„Ja so sei es, wie du gesagt, geliebter Vater, es soll ein Freudentag in Zirl sein, wenn wir das Doppelfest deiner Genesung und die Vermählung unsrer Lieben begehen. Jubel herrsche überall, denn Gott der Herr hat Alles gnädig gemacht und statt Kummerthränen mögen Thränen der Freude an jenem Tage fließen. Unser Haus war so lang still und einsam, am Osterfest erklinge es aber von fröhlicher Musik, Freunde und Nachbarn sollen geladen werden, einem Jedem stehe unsre Thüre offen —"

„Auch mir?" fragte in diesem Augenblicke eine Stimme. —

Und die drei wandten das Haupt und vor ihnen stand Kaiser Maximilian mit huldvollem Antlitz.

„Unser Herr und Kaiser," rief Andreas und die Seinen, indem sie ihre Kniee beugten, „wie seid ihr so groß und gut, und wie mögen wir euch eure Huld genug danken?"

„Steht auf, lieben Leute," sprach Maximilian. „Mein Volk zu Tyrol hat einen großen Platz in meinem Herzen, und mit warmer Liebe bin ich ihm stets zugethan. Du, Andreas, hast viel gelitten, ohne ein Vergehen begangen zu haben, und dein Kaiser hat gestrebt, dir in Etwas zu vergelten deine Schmerzen. Ich bin aber deinen Kindern, deren Liebe zu dir vor meinen Augen so klar geworden, eine Belohnung schuldig, und deßhalb will ich der Brautführer sein am Hochzeittage. Willst du, holdes Bräutlein, mir gestatten, dich zum Altare zu führen, so sage mir es zu mit einem Worte der Gewährung?" —

„Mein hoher Herr," sprach demüthig Lisbeth, „ihr ehrt uns hoch, ich weiß nicht —"

„O du zartes liebes Kind," sprach lächelnd Maximilian, „sage freundlich ja und denke, ich sei ein alter

Freund, der dich um diese Gunst bittet, also darf ich kommen?"

In holder Sittsamkeit erklang das freundliche Jawort von den Lippen der Jungfrau. Der Kaiser aber nahm die schwere goldne Kette, welche an seiner Brust blitzte, und sie Lisbeth überwerfend, fuhr er fort:

„Gleich wie dieser Kette Ringe fest an einander halten, und sich gleichen an Form und Glanz, so möge auch jeder eurer Lebenstage dem anderen gleichen, und hell und rein sein wie lauteres Gold. — Am Ostermontage sei das Fest eurer Trauung, und ich will zu euch kommen über Thal und Berg in festlichem Gewande. Bis dahin gehabt euch wohl, ich muß jetzt wieder fort von Innsbruck. Nehmt mein kaiserlich Wort, wir sehen uns wieder an jenem Tage zu heiterer Fröhlichkeit."

Mit diesen Worten schied der Kaiser von seinen Schützlingen und verließ noch denselben Tag Innsbruck.

Dreizehntes Kapitel.

Der Ausgestoßene.

Gleich dem flüchtigen Wild der Gebirge, irrte Veit auf unzugänglichen Felsen und Gletschern umher. Er hatte erfahren, daß Toni nach Innsbruck gezogen sei und Alles verrathen hatte, er wußte, daß er verfolgt und ein Preis auf seinen Kopf gesetzt war. — Der Alte mußte oft weit wandern in fremde Thäler, wo Niemand ihn kannte, um sich die nothwendigsten Lebensmittel zu kaufen. Doch war es ihm, als sei er mit geheimen Banden an

das Zirler Thal und an seine Hütte auf der Martinswand gefesselt. Seine Rache war fehlgeschlagen, der Gefährte, welchen er sich durch gleiches Verbrechen angekettet glaubte, hatte ihn verrathen und verlassen, er stand allein. Doch seine Brust war der Reue, der Versöhnung verschlossen, bittrer Haß gegen alle Menschen wucherte wie giftig Unkraut in seinem Herzen, und in der Einsamkeit, in den Schlünden und Höhlen, vermieden von jedem menschlichen Fuße, reiften neue Pläne zum Verderben seiner Todfeinde. Er litt furchtbar von der Strenge des Winters; in seiner Hütte von Wänden aus Schnee überragt, mußte er oft Tage lang bleiben, wenn dichter Nebel ihm unmöglich machte, Weg und Steg zu finden. Kaum konnte er sich dann wehren vor der Eisluft, welche durch die Ritzen seiner dürftigen Wohnung zog. Die Häute der erlegten Thiere waren sein Lager, seine Decke; ein roher Stein sein Tisch; seine Armbrust, Jagdmesser und Tasche der einzige scheinbare Reichthum. Aber verborgen in dem Felsen ruhte die ansehnliche Habe des alten Böswichts. Mit unsäglicher Mühe hatte er in die Wand, an die sich sein Haus lehnte, eine kleine Höhlung gebrochen, welche er von Außen mit einem Steine verschließen konnte, daß Niemand eine Spur zu finden im Stande war. Hier lag Gold und Goldeswerth, was der Böswicht erbeutet; von dem Vermögen seines Herrn, den er vor vielen Jahren in Zirl gemordet, an, bis zu dem Waffenschmucke des unglücklichen Wildmeisters. Mit aller Gier eines Habsüchtigen hütete er diesen Schatz, Tag für Tag, als fürchtete er, derselbe könne ihm zwischen den Felsmassen verschwinden, oder, als traue er sich selbst nicht. Der Geiz ist eine Wurzel alles Uebels, der Geiz war es, der den Alten zum Verbrecher gestempelt, und unaufhaltbar war

er auf der Sündenbahn fortgeschritten, bis keine Rückkehr zum Guten mehr möglich war.

Alle Nachstellungen des Gerichtes zu Innsbruck, um des Mörders habhaft zu werden, waren fruchtlos geblieben, als aber Toni Heinzenberger zum Verhör kam, wurden die Schlupfwinkel Veits wohl bekannt, allein Niemand konnte im Winter zu ihnen dringen.

Oft kletterte der alte Sünder hinauf auf die äußerste Spitze der Martinswand, und starrte hinunter in das Thal und auf die stillen Hütten, aus denen er verbannt war. Sie lagen so still und traulich die kleinen Häuser im weißen Mantel, den der Winter über sie geworfen, Friede, Herzlichkeit und Gastfreundschaft wohnte in ihren Räumen. Veit aber fluchte ihnen von der Höhe herab, Feuer hätte er hineinwerfen mögen mit verruchter Hand, alle Menschen war er fähig in Unglück und Verderben zu stoßen, denn seine Seele liebte Niemand mehr auf Erden. Hätte ihn nicht Furcht oben gehalten in den Bergen, so hätte seine Hand schon längst die Brandfackel geworfen in Zipsers Haus, bevor derselbe zurückgekehrt von Innsbruck. Aber er wußte es wohl, daß nur Verborgenheit, Einsamkeit ihn schützen konnten vor der Macht des Gesetzes. Strafe und Vergeltung ließen ihn erbeben, Furcht unterdrückte seine Rache. — Wir erzählten bereits unsern Lesern, daß Veit genöthigt war, um sich seine nothwendigsten Bedürfnisse zu verschaffen, in entfernte Thäler zu ziehen. Nach und nach wurde er dadurch in so mancher Wohnung bekannt. Eine Art Herzlichkeit, welche er als gewandter Heuchler sich zu eigen gemacht hatte, nahm so manchen Treuherzigen für ihn ein, ja es gab Dörflein, wo die Kinder dem alten Gemsschützen fröhlich entgegensprangen, weil er ihnen bunte Alpenblumen, glänzende

Käfer und Schmetterlinge mitbrachte. Man wunderte sich deßhalb hier und da, als er plötzlich ganz ausblieb und nirgends mehr gesehen ward, und man glaubte an allen Orten, wo er früher hingekommen, er sei in irgend einen Abgrund gestürzt; dasselbe was man sich früher in Zirl erzählte. Als wenige Wochen vor Ostern, zur selben Zeit, wo Andreas seiner Genesung entgegen ging, geleitet von Toni, mehrere Jäger die Martinswand erstiegen, um des Alten in seiner Hütte habhaft zu werden, fanden sie die Wohnung desselben zerschmettert; ein schweres Felsstück hatte sich losgelöst, und bedeckte den Platz, welchen sie früher einnahm. Da vermeinten die Männer, Gott habe hier selbst gerichtet, und eilten schnell zurück, von wannen sie gekommen waren. Seit dieser Zeit verfolgte man den alten Sünder nicht mehr.

Vierzehntes Kapitel.

Die Rückkehr.

Andreas war mit den Seinen zurückgekehrt in das trauliche Thal, von dem er so lang geschieden. Wohl war er nicht mehr der kräftige Mann wie einst, sondern matt und kraftlos schritt er an einem Stabe einher, und sein dunkles Haar war weiß geworden im Kerker. Aber des Frühlings Hauch wirkte mit magischer Kraft auf seinen Körper, eine leichte Röthe deckte bald die bleichen Wangen, in die Glieder ergoß sich wieder frische Kraft, und sein Auge gewann wieder Glanz und Leben.

Wie schnell vergißt der Mensch ihm wiederfahrnes Leiden, um einer Stunde willen, welche ihm Glück bietet.

Andreas konnte den Tag nicht erwarten, an welchem Lisbeth und Martin am Altare durch Priesterhand verbunden werden sollten. Schon acht Tage vor dem Osterfeste wurden Anstalten getroffen zu der Feier. „Unser Herr und Kaiser kommt selbst, als Brautführer der holden Lisbeth,“ so klang es in allen Häusern des Zirler Thales, „laßt uns zu Andreas gehen, damit er uns Theil nehmen läßt an dem Feste. Und alle Tage kamen der Bekannten und Unbekannten gar Viele, und erkundigten sich theilnehmend, wie es dem Vater Andreas gehe, bewunderten die reichen Geschenke, welche Maximilians Güte den Brautleuten gespendet, und hörten gar gern des Hausherrn Worte, daß Jeder kommen dürfe am Ostermontag. Johannes war unermüdlich in Herbeischaffung aller Dinge, welche der Tyroler gern findet an Freudentagen. Andreas aber vergaß Krücke und seine Schwäche, galt es etwas anzugeben, was zu des Kaisers Ehre und Ergötzlichkeit errichtet werden sollte.

Es war am Ostersonntage, als Johannes, Martin und eine Menge junger Leute aus Zirl und der Umgegend mit Verzierung des Hauses, durch bunte Laubgewinde, Bilder und Blumen beschäftigt waren. Andreas saß vor der Thür und musterte fortwährend die Arbeit, bald Dieses oder Jenes lobend oder tadelnd.

„Schaut mir doch dort einmal hinüber nach der Straße,“ rief er plötzlich, „es kommt ein Mann mit eiligem Schritte auf uns zu, doch können meine blöden Augen nicht erkennen, wer er ist.“ —

„Ei,“ rief fröhlich Johannes, „das ist ja Herr Kunz von der Rosen, kaiserlicher Majestät lustiger Rath; auf, laßt ihm uns entgegen eilen, denn er ist uns gar hold gewesen zu Innsbruck.“

Und von den Leitern und Bänken sprangen die fleißigen Arbeiter herab, und eilten den Ankommenden zu begrüßen. Mit lautem Jubel bewillkommten sie ihn schon von Weitem. Herr Kunz aber schüttelte freundlich sein Käpplein, und sprach auf gar zierliche Weise zu Johannes und seinen Freunden:

„Kaiserlicher Majestät Auftrag, seine auf morgen früh stattfindende Ankunft nochmals anzuzeigen, führt mich zu euch, liebe Leute. Unser Herr wird morgen ganz in der Früh von Innsbruck aufbrechen, da es ihn gelüstet, den Weg über die Berge zu nehmen; ihr kennt ja seine Passion auf das edle Waidwerk. Bis acht Uhr denkt er indeß hier zu sein, und ich vermelde euch vorläufig in seinem Namen alle Huld und Gnade."

„Unser Kaiser ehrt uns hoch," erwiederte Andreas, der dem lustigen Boten ebenfalls sich bereits genähert, „wir harren seiner mit großer Freude."

„Ja, und das ist noch nicht Alles," fuhr Kunz fort, „bis Mittag kommt Erzherzog Sigmund mit dem ganzen Hofstaate; der alte Herr läßt sich in einer Sänfte tragen, denn sein kaiserlicher Neffe hat ihn schönstens eingeladen, das Fest durch seine Gegenwart zu verschönen. Es giebt gewiß einen gar fröhlichen Tag, und ist des Kaisers Wunsch, daß ihr euch, der vornehmen Gäste wegen, durchaus keinen Zwang anlegen möchtet, sintemal ihr ja wüßtet, daß er aller ziemlichen Lust und ehrbarer Fröhlichkeit gern zugethan ist. — Doch jetzt führt mich zu dem Bräutlein, damit ich ihr von ganzem Herzen alles Glück wünsche zu ihrem Hochzeitstage."

„Und wir hoffen, ihr bleibt bei uns, Herr Kunz," sprach Andreas, „und nehmt vorlieb bei uns im Hause bis morgen." —

„So ihr mir's vergönnt, mit Freuden," erwiederte Kunz, „ist's ja doch nirgends schöner, als bei euch im friedlichen Thale, und wäre ich nicht meinem Kaiser treu ergeben, daß ich nicht weichen kann von seinen Fußtapfen, möchte ich mich schon niederlassen bei euch, und unter euch wohnen in stiller Ruhe."

Mit heiterem Gruße gegen den Ankommenden trat jetzt Lisbeth aus dem Hause. „Seid mir willkommen, Herr Kunz," sprach sie, „mit freudigem Herzen habe ich vernommen, welche angenehme Nachricht ihr uns gebracht, und daß ihr bei uns weilen möget bis morgen."

Herr Kunz verbeugte sich dankend und erwiederte: „Mein liebes, holdes Bräutlein, weißt du nicht, daß freundliches Entgegenkommen, daß herzige Gastfreundschaft, die einfache Hütte in einen Pallast verwandelt, warum sollte ich also nicht gern bei euch sein? — Gestatte mir aber jetzt, dir meinen Glückwunsch darzubringen, zu dem festlichen Tage. Man nennt mich Kunz von der Rosen, weil ich mit heitrer Fröhlichkeit meinem Herrn und Kaiser Rosen des Scherzes um die hier und da umdüsterte Stirn winde, darum nimm du, holde Jungfrau, die einfachen Röslein, welche dir meine Hand bietet, als kleines Angedenken an einen treuen Freund an."

Kunz brachte bei diesen Worten ein kleines Sträußlein künstlich gearbeiteter, weißer und rother Rosen hervor. Die Blumen waren gar sinnig von feiner Seide und Sammet verfertigt, Stiele und Blätter aber bestanden aus feinem Gold und Silber, von der zartesten getriebenen Arbeit. Das Geschenk war jedenfalls von bedeutendem Werthe, so daß Lisbeth nicht wagte, es aus der Hand des Gebers zu nehmen, sondern mit glühender Wange, roth wie die Blumen, vor ihm stand.

„Habe ich dir etwas zu Leid gethan, Jungfrau Lisbeth?“ sprach traulich der gutherzige Kunz, „daß du diese Blümlein deiner unwerth hältst. Schau sie nur an, es sind Röslein roth und weiß, und es hat sie der Künstler mit gar geschickter Hand geformt. Soll ich dir auch die Deutung sagen, wie ich sie gelernt in Wälschland schon vor Jahren. — Siehe es gleichen die rothen Röslein den muntern und anmuthigen Tagen im menschlichen Leben, wo Fröhlichkeit und heitrer Sinn die Wangen höher färben, und der Erdenpilger vermeint, es sei Alles schön und recht auf Erden. Darum schmückt sich die Jugend an Festen gern mit rothen Rosen, und man flicht sie in den Brautkranz unter die grüne Myrthe. — Die weißen Röslein aber, gleichen den trüben Tagen, wo Schmerz und Kummer die Wangen bleichen, und das Auge in Thränen perlt. Darum legt man auch gern auf die stillen Ruhehügel, welche die Hüllen unsrer Lieben bergen, Kränze von weißen Rosen. Und was deuten beide Farben bei einander anders, als daß, wie sie sich einen zum Strauße, frohe und düstre Stunden sich einen werden in deinem Leben. Darum ist dein Herz betrübt, so blicke auf die rothen Blumen und denke, daß sich Trübsal gar schnell in Fröhlichkeit verkehret, und daß der Vater im Himmel, welcher auch die Rosen geschaffen, dir helfen kann. Bist du aber heiter und froh, und meinst es kann nicht fehlen, so mögen dir die weißen Rosen sagen, daß so manches Herz betrübt und traurig um dich weilen mag, und dann eile zu dem Trauernden, und laß ihn Theil nehmen an dem, was dich erfreut, du aber hilf ihm tragen an der Last seines Schmerzes. Blickst du aber auf Blumen und Blätter, so denke meiner, der es gar gut mit dir und den Deinen gemeint.“

„Ja das will ich," sprach Lisbeth gerührt. „Nehmt meinen herzlichen, innigen Dank für euer werthvolles Geschenk, das hoch in Ehren gehalten werden soll."

Und von Hand zu Hand gingen die schönen Rosen, und Alle bewunderten sowohl die herrliche Arbeit, als die sinnigen Worte, welche Herr Kunz daran knüpfte.

Die Jünglinge Martin und Johannes aber zogen darauf des Kaisers lustigen Rath an ein Tischlein vor dem Hause, wo Vater Andreas bereits des Gastes harrte, und bei Speise und Trank verweilten sie da, bis des Mondes Sichel über die Berge herauf zog, und der frische Hauch des Abends sie das Zimmer suchen hieß.

Fünfzehntes Kapitel.

Der Ostermontag.

Der Morgen des Ostermontages war herangekommen. Noch ruhte Dämmerung auf Thal und Höhen, nur die obern Luftschichten wurden hell von den Strahlen der aufsteigenden Sonne. In dem Hause Zipsers schlummerte noch Alles, außer Martin und Johannes, die bereits die Höhe des unfernen Berges erklettert hatten. Arm in Arm standen sie hier, vor ihnen das ganze Thal ausgebreitet. Ihr Mund sprach kein Wort, aber Gefühle der Wonne durchzogen ihre Herzen. Noch wogte der Nebel gleich einem Meere unter ihren Füßen, aber allgemach drückte er sich an die Berge und lagerte sich in langen Wolkenschichten um deren Häupter; heller und heller ward alles um sie herum, über des Gebirges Rücken zuckten goldne Strahlen am blauen Firmamente und endlich schwebte

dunkelroth die Sonne herauf. Und siehe, da traten die Matten vom ersten hellen Grün des Frühlings bedeckt, hervor, da blitzte silbernhell der sich durch das Thal schlängelnde Fluß. Veilchenhaft schwebten die riesenhaften Formen der Gebirge vor ihnen, durch des Winters Schnee mit Silber, von des Morgens Licht mit Gold bekleidet. Der reine Odem des Himmels, welcher in der Höhe wehte, der allgemeine Glanz, das allgemeine Schweigen durchdrangen das Herz der Jünglinge; die Natur übt ihr Hoheitsrecht, dem kein edles Gemüth widersteht.

Auf Bergeshöh' da wandle hinauf der Engherzige, der Traurige. Tief unten im Thale, da wird das Herz uns gar oft schwer in der Alltäglichkeit des gewöhnlichen Lebens, da geht manch' herrlich Gemüth zu Grunde, so es nicht stärken die drei Genien F i d e s, S p e s und C h a r i t a s, das heißt: Glaube, Hoffnung und Liebe vom Vater im Himmel in's Menschenherz gepflanzt. Dort oben auf den Bergen, da vernimmst du die Stimme dieser Engel des Himmels, sie tönt dir entgegen aus den Sausen des Windes, dem Murmeln der Quellen, dem Donner der Lawinen. Wer möchte nicht glauben an ihn, der diese Gebirgssäulen mit weißen und blauen Gletscherkronen aufgerichtet, an ihn, der zwischen diesen Riesenkörpern der Alpen grünen Teppich ausbreitete? Wer sollte nicht hoffen, sieht er hier die Natur im weißen Mantel des Winters, still und ausgestorben, und vor seinen Augen zieht der Frühling gleich einem siegenden Feldherrn ein; unter seinem Hauche schmilzt Schnee und Eis, heben die Blumen ihr Haupt; giebts ein höheres Bild für den Verzagenden, als daß der Frühling aus eisigem Boden Blumen lockt? Und welches Herz bliebe ohne Liebe bei diesen Herrlichkeiten, wer mag Haß und Bitterkeit auf

der Alpenhöh nähren, wenn ein friedlich Thal zu seinen Füßen ruht?

„O Gottes Welt ist schön!“ rief Martin, indem sein Auge in Thränen glänzte. „Glaube mir, mein Johannes, ich fühle es mehr als je, heut an diesem feierlichen Tage. Ich möchte an meine Brust Berg und Thal drücken und sie herzen, als seien es mir Freunde wie du. Und sage, kenne ich nicht jeden Zacken, jeden Weg und Steg, den wir schauen, stehen die Berge nicht um uns herum, als wären es geladene Gäste zum heutigen Tage. Wie erglühen des Sollsteins Höhen im Morgenlichte, wie beugt sich die gewaltige Martinswand hervor, als wollte sie näher sein dem Feste?“

„Waren nicht meine Gedanken stets die Deinen,“ erwiederte Johannes feurig, „hast du eine Freude empfunden, die nicht die meine war, hast du je einen Kummer getragen, den ich nicht mit dir getheilt? Wirst du nicht von heut an durch die heiligsten Rechte verbunden mit uns? Und hörst du nicht das Glöcklein läuten zu Zirl, siehst du nicht die Nachbarsleute in Festkleidern zuziehen auf dein mit Blumen bekränztes Haus, — wem gilt das Alles? dir und unsrer Lisbeth gilt es! Hat Gott nicht Alles gut gemacht?“

„Ja das hat er, ihm sei Lob und Ehre!“ rief Martin bewegt und sank an die Brust des Freundes, in stummer Umarmung lang an dessen treuem Herzen ruhend. „Jetzt laß uns aber eilen,“ sprach Johannes nach einer Pause, Alles harrt auf dich den Bräutigam.“

Und mit schnellen Schritten, gewandt wie die flüchtige Gemse, kletterten die Jünglinge hinab in das Thal.

Wie festlich war heut das Haus des Vaters Andreas anzuschauen! Blumen und Kränze schmückten es,

alle Wände waren von Epheu überzogen und bunte Fahnen flatterten in der Morgenluft. Nachbarn und Freunde wanderten ab und zu. Dort reihte sich ein Kreis der Aeltern um den würdigen greisen Pfarrherrn, der das Amt der Trauung zu verrichten gekommen und Worte des Friedens und der Erbauung an die Andächtigen richtete; hier standen ehrsame Hausfrauen und bewunderten die vielfachen Hochzeitgeschenke, welche auf einer Tafel zur Schau ausgestellt waren. Am Meisten aber hatten die jungen Männer zu schaffen, welche Posten ausstellten nach allen Seiten, um die Ankunft des Kaisers sogleich zu vermelden, sobald man seiner ansichtig würde. — In dem Kreise der jungen Mädchen saß Lisbeth, Myrthe und Rosen im langen, reichgeflochtenen Haare und die Gespielinnen bemühten sich die Braut noch mehr zu schmücken, mit irgend einem Bande, oder einer Blume. Zu ihr traten jetzt Johannes und Martin in stiller Freude.

Ei mein Schwesterlein, wie bist du so schön, so bräutlich geschmückt," rief Johannes, indem er Lisbeth die treue Rechte bot. Da bringe ich dir deinen Bräutigam von der Berge Höhen herunter, wo er gern das ganze Land Tyrol zum Feste geladen hätte, sammt Berg und Thal."

„Wem das Herz voll ist, der flüchtet in die Höhe," erwiederte Martin, „wem hätte ich die Gefühle, welche mein Inneres durchbeben, so mittheilen können, wie dir Johannes und wo besser, als wo wir waren? —"

„Da ist er ja," rief in diesem Augenblicke Herr Kunz, welcher umgeben von Hochzeitgästen durch die Thüre trat. „Aller Orten hat man den Bräutigam gesucht und nirgends gefunden. Jetzt nehmt ihn aber in Beschlag, Leute, auf daß wir ihn schmücken mit Blumen und Bändern."

Mit diesen Worten faßte er Martin am Arm und von allen Seiten folgte man seinem Beispiele, den Bräutigam zum Kirchgange zu zieren.

Schon früh um die siebente Stunde hatten sich die Gäste eingefunden und harrten mit Sehnsucht auf die Feierlichkeit der Trauung. Allein erst bis acht Uhr wollte sich der Kaiser einfinden, und ohne seine Gegenwart konnte die Feier nicht beginnen. Es gab daher eine große Bewegung unter allen Anwesenden, als hell das Glöcklein zu Zirl die achte Stunde anschlug. „Jetzt wird er bald kommen, unser Herr!“ sprachen die Leute und stellten sich schon ehrerbietig auf, den hohen Gast zu empfangen; die ausgestellten Posten lugten mit scharfem Auge in die Ferne und das Herz eines Jeden klopfte voll Ungeduld. Aber Viertelstunde zu Viertelstunde nacheinander entschwanden und der Kaiser erschien nicht. Und wieder erklang die Glocke. „Neun Uhr,“ rief Kunz von der Rosen, „und der Kaiser noch nicht da?! sein Wort ist zuverlässig, bis acht Uhr wollte er eintreffen. Wenn dem Herrn nur kein Leides geschehen; seine Jagdlust reißt ihn fort, daß Niemand ihm zu folgen vermag, wie leicht möglich —“

„O gebt der Sorge nicht Raum,“ erwiederte Andreas, „der Kaiser ist wohlbekannt auf den Bergen, und so mancher Gemsschütz wagt nicht das, was er schon geleistet.“

„Seht dort drüben am Wald kommen Jäger von der Höhe herab,“ rief Johannes, „sie sind noch weit, aber am Glanze ihrer Waffen sehe ich, daß sie zu des Kaisers Hofstaate gehören.“

„Noch sind sie mir zu fern,“ sprach Herr Kunz, „als daß ich erkennen könnte, wer sie sind, doch zuverläßig

ist der Kaiser dabei und wir thun wohl, wenn wir ihm entgegeneilen."

„Das wollen wir," riefen Alle und stellten sich in langem Zuge auf. Vater Andreas ordnete geschäftig an, auf daß es recht festlich aussehe und der geliebte Landesherr seine Freude habe. — Voran gingen die Schützen mit Armbrust und Bergstab, die grünen Hüte mit Blumen und langen Auerhahnfedern geschmückt. Johannes, der kräftige Jüngling, stand an ihrer Spitze. Den Schützen war der ehrenvolle Auftrag geworden, dem hochwürdigen Pfarrherrn als Ehrenwache zu dienen. Der greise Herr wandelte unter einem Baldachin, getragen von den Aeltesten zu Zirl. Ihm folgte Herr Kunz von der Rosen und Andreas, als Führer des Bräutigams, der reichgeschmückt in ihrer Mitte wandelte. Nach diesen kamen die Sennhirten in Sonntagstracht mit ihren Bütten, unter ihnen die Spielleute. Die Jungfrauen, als Führerinnen der Braut, mit Blumen und Kränzen aufgeputzt, folgten paarweise, und zum Beschlusse kamen die Männer und Frauen. Der Zug war zahlreich und gewährte einen gar freundlichen Anblick.

Als die Jäger auf der Höhe die Thalbewohner gegen sich zuziehen sahen, blieben sie einen Augenblick stehen, kamen aber dann mit sichtbarer Eile gegen die Ebene zu.

Johannes bemerkte dies mit hellem Auge und wandte sich zuerst an den Pfarrherrn. „Hochwürdiger Herr," sprach er, „mich überfällt eine seltsame Angst; der Kaiser ist nicht bei den Jägern, wohl aber Graf Sonnenburg, der nie von ihm weicht; die Herren scheinen sämmtlich in großer Unruhe und sind unschlüssig, was sie beginnen sollen."

„Gott wolle ein Unglück verhüten," erwiederte der Greis, „nimm deine Leute, mein Sohn, und gehe ihnen schnellstens entgegen, wir andern wollen eurer harren."

Gehorsam eilten die Jünglinge an des Berges Saum und bald stiegen sie, gefolgt vom treuen Kunz, der Todesangst für seinen Herrn litt, mit schnellen Schritten zur Höhe empor.

Die Besorgniß, welche die jungen Leute den Jägern entgegensandte, theilte sich in einem Augenblicke den Zurückgebliebenen mit, aller Augen richteten sich gegen den Berg und folgten den Hinanklimmenden.

Der Punkt, an welchem die Ausgesandten mit den von oben Kommenden zusammentrafen, war nicht zu fern, als daß man von unten nicht die Personen hätte erkennen und unterscheiden mögen. Der Anführer der Innsbrucker Herren war Graf Sonnenburg, seine hohe Gestalt und der weiße Reiherbusch auf seinem Hute, ließen nicht einen Augenblick zweifeln. Er blieb mit den Seinen, welche kaiserliche Jäger zu sein schienen, stehen, als Herr Kunz und die jungen Männer sich näherten. Nachdem sie sich eiligst begrüßt und einige Worte aneinander gerichtet hatten, deutete Graf Sonnenburg gegen die Höhe des Gebirges, worauf der treue Kunz seine Arme gegen den Himmel erhob. Dann aber faßte er heftig Sonnenburgs Arm und zog den Grafen bei Seite. Das Gespräch der Beiden währte nur kurze Zeit, der Graf gab seinen Leuten und den Jünglingen ein Zeichen und Alle stiegen so schnell als möglich herab gegen das Thal.

„Da ist ein Unglück geschehen, der Kaiser ist verunglückt in den Bergen!" schallte es im Thale von Munde zu Munde. Die Ordnung des Zuges löste sich auf und

Jedermann suchte so schnell als möglich den Ankommenden entgegen zu eilen.

Und bald war es zur schrecklichen Gewißheit geworden, was Alle geahnt. Im dichten Kreise der Thalbewohner stand der edle Sonnenburg und erzählte fast athemlos, wie er und die Jäger den Kaiser geleitet bis in die Nähe der steilen Martinswand; plötzlich habe der Herr in weiter Ferne ein Gemslein, welches auf der Wacht stand, gesehen, ungestüm und augenblicklich seine Armbrust gefordert, und behend wie das flüchtige Wild der Alpen, sei er von Klippe zu Klippe, der lockenden Beute nachgefolgt. Seit zwei Stunden verfolgten sie seine Spur, allein vergeblich, und sie mußten fast das Schlimmste fürchten.

Das wolle Gott nicht!" rief Andreas, „daß dem kaiserlichen Herrn ein Unfall auf der Martinswand zugestoßen ist, unserm steilsten Felsen im ganzen Lande. Laßt uns vor Allem dorthin eilen, ob wir ihn nicht auf der Höhe erblicken." — In fliegender Hast drängte sich die ganze Masse des Volkes der genannten Felswand zu.

Fast 300 Klafter hoch, ragt die Martinswand, eine halbe Stunde von Zirl entfernt, steil und rauh empor. Die Sonne warf mit aller Macht ihre Strahlen auf die ungeheure Steinmasse. Die Augen der treuen Tyroler, und des kaiserlichen Gefolges, starrten zu der Höhe empor, aber auf keiner Seite zeigte sich der Verlorne. —

Da mit einem Male schallt ein lauter Schmerzensruf aus dem Munde Aller. Sie deuten hinauf gegen die Mitte des Felsens, wo ein steiler, überhängender Absatz hervorragt. Dort stand ein Mann in reicher, im Sonnenlichte blitzender Tracht, mühsam sich vorbeugend gegen das Thal.

„Das ist der Kaiser,“ hieß es, und ein versteinernder Schrecken ergriff eines Jeden Herz. Ein Augenblick reichte hin zu sagen, daß hier keine Rettung zu hoffen sei, weder von oben, noch von unten war ein Zugang möglich. Was fromme Treue, was glühende Anhänglichkeit und Sorge um des allgeliebten Kaisers Leben vermochte, wurde aufgeboten. Bald erklang vom Kirchlein zu Zirl die Lärmglocke, zu allen Höhen hinauf kletterten die verwegensten Gemsschützen, und bald flammten von Berg zu Berg helle Feuer, um aus allen Thälern die Männer herbeizurufen in der Noth. Und mitten in dem Schreien und der Verwirrung, tönte auf ein Mal helle Musik die Straße herunter, Staub wirbelte empor und bald sprengte ein Haufen Reiter gegen das versammelte Volk. Der Erzherzog Sigismund folgte ihnen in einiger Entfernung, und sank ohnmächtig zurück in die reichgeschmückte Sänfte, als ihm die furchtbare Kunde von der Gefahr des kaiserlichen Neffen ward. Die Bemühungen seines Gefolges, brachten den greisen Herrn nach einiger Zeit wieder zu sich und der erste Blick seines Auges richtete sich auf die schwindelnde Höhe. „Laßt mir ein Pferd vorführen, Graf

Sonnenburg," befahl er dem neben ihm stehenden Ritter, „und schickt sogleich Boten hinüber nach Schwatz, die Bergleute herbeizurufen; vor Allem aber schafft ein Sprachrohr herbei, daß wir bestimmt vernehmen, ob der Kaiser wirklich dort oben weilet, denn fast will es mir nicht möglich dünken, daß ein Mensch auf jene Klippe gerathe. Gehorsam eilte der Graf zu den harrenden Reitern, theilte Befehle aus, und nach allen Seiten flogen die Boten auf schäumenden Rossen, Hülfe und Rettung zu suchen für den geliebten Herrscher.

Und von Thal zu Thal drang die entsetzliche Kunde, von allen Kirchen läutete bang das Nothglöcklein und processionsweis zog die ganze Bevölkerung des Innthales zur Martinswand. Bald lagen Tausende auf den Knieen und rangen die Hände im Gebet, der Erzherzog vergaß Alter und Gebrechlichkeit und sprengte nach allen Seiten hin, Geld und Gut bietend, wer den Kaiser zu retten vermöge. Stunde um Stunde verging, die verwegensten Alpenjäger kamen zurück von allen Seiten, oft blutend von der ungeheuern Anstrengung, und gestanden, daß es unmöglich sei, den Herrn zu retten, wenn Gott nicht ein Wunder geschehen ließe, so müsse der Kaiser eines qualvollen Todes sterben auf der Höhe."

Da folgte tiefe Todtenstille dem vorhergehenden unruhigen Treiben und es war, als sei das ganze Thal ausgestorben, wie man den Grafen Sonnenburg ein gewaltiges Sprachrohr an den Mund setzen sah und die

Worte erklangen: „Seid ihr es, unser Herr und Kaiser, der da oben steht, so gebt uns ein Zeichen, wie wir euch retten mögen aus eurer Noth.“ Weithin tönte der kräftige Ruf und konnte wohl gelangen bis zu den Ohren Maximilians. Aber kein Zeichen erfolgte, daß die Worte vernommen. Und nochmals erschallte die Mahnung hinauf zur Höhe, doch abermals umsonst. Da ergriff der Graf zum dritten Male das Sprachrohr und mit Angst und Furcht harrte Alles, ob keine Antwort erfolge. —

Da schlägt plötzlich ein festes Stück Granit hart vor den Füßen der Harrenden nieder, weit herum springen die Trümmer des gewaltigen Steines, und siehe, die schwere Kette vom goldnen Vließ, welche der Kaiser stets trug, liegt am Boden. Jetzt war kein Zweifel mehr, daß er es wirklich sei, welcher auf unersteiglicher Höhe eines gräßlichen Todes sterben müsse. „Gott sei uns gnädig, der Kaiser ist's und kein Anderer!“ riefen tausend Zungen und aller Augen weinten Thränen des Schmerzes. In des Erzherzogs Hand blinkte die reiche Kette und mit Freude und Schreck gewahrt der Greis daran ein Blatt Pergament. Mit hellen Thränen liest er es durch, dann reicht er es dem Sonnenburg. Kaum hält dieser das kaiserliche Vermächtniß empor in seiner Hand, so verstummt wieder die murmelnde Menge und horcht den Worten des Grafen. Dieser liest mit zitternder Stimme die Worte:

„Habt viel Dank und tausend Segen für eure treue „Lieb, mein theurer Oheim und ihr Ritter und Herren, „die ihr mich seht in meiner Noth. Habe Dank, mein „Tyrol, für deine Treue. Mein Leben steht in Gottes „Hand, Menschenhülfe ist hier zu schwach und in wenigen „Stunden werde ich ein todter Mann sein. Wollet mir „noch vor meinem Ende die Wohlthat erzeigen, daß ihr „mir einen Priester bestellet, denn meine Seele brennt „nach dem heiligen Sakrament. Und zwar sollen meine „Schützen sich bereit halten, mir durch einen Schuß es „anzuzeigen, so wie der hochwürdige Geistliche mit dem „Allerheiligsten unten bei euch steht, und abermals mögen „sie ein Zeichen geben, wenn ich den Segen empfangen „soll, dann betet mit mir und faltet eure Hände, daß mir „Gott gnädig sei in meinem letzten Stündlein. Amen."

Und von der Kapelle zu Zirl bewegte sich bald ein langer Zug, in seiner Mitte der ehrwürdige Pfarrherr, das Heiligste tragend. Als sie angelangt gegenüber der Martinswand, kniete die Menge im weiten Halbkreise, in ihrer Mitte aber lag ebenfalls im Staube der Erzherzog, unterstützt von zwei Rittern. Nur der Priester stand aufrecht unter Allen und hielt die blitzende Monstranz in die Höhe. — Da ertönte, laut hallend durch die Berge, der erste Schuß und es wollte den Leuten bedünken, der Kaiser kniee auf der Felsplatte. Da klopfte das Herz eines Jeden unruhig in der Brust und heißes Flehen drang zur Höhe des wolkenlosen Himmels.

Und zum zweiten Male ertönet der lauthallende Donner des Geschützes, der Kaiser wird eingesegnet zum Abschiede von dieser Welt. —

Martin und Johannes, die unerschrockenen Schützen, hatten bereits Leben und Blut gewagt, den geliebten Kaiser zu retten aus der furchtbaren Gefahr, aber gleich den übrigen Jägern mußten sie zurückkehren ohne Erfolg. Jetzt, nachdem dem Kaiser bereits der Segen ertheilt, wo Alles ihn verloren wähnte, rief Johannes den Freund bei Seite. „Martin," sprach er, „es ist noch nie etwas von Einem von uns geschehen, um das der Andre nicht gewußt. Ich kann den kaiserlichen Herrn da oben nicht sterben sehen, bevor ich noch einmal Alles an seine Rettung gewagt. Niemand soll meinen Entschluß wissen, als du; es ist leicht möglich, daß mein Stündlein schlagen könnte, und da möchte ich denn doch, daß du mir einen Scheidegruß bestelltest an meinen Vater und mein Schwesterlein. Willst du mir das besorgen, Martin, willst du ihnen sagen, was ich dem Kaiser einst in Innsbruck gelobt? — daß ich ihm, läge es je in meiner Macht, vergelten wolle seine Milde, mit der er uns behandelt. Jetzt ist es Zeit, entweder ich rette ihn, oder opfere mein Blut für seine Rettung. — Willst du das bestellen, Martin, was ich von dir verlange, versprichst du mir —"

„Johannes," erwiederte feurig Martin, „bist du je zur Höhe einer Alpe, bist du je zu den höchsten Firnen und Graten gestiegen, wo ich nicht bei dir war? Und

heut sollte ich dich allein lassen? Nein! siehe, mein Bruder, das verlange nicht, unser Leben und Sterben steht in Gottes Hand. Ich folge dir!“

„Nein, Martin, du mußt bleiben bei Lisbeth, deiner Braut, du mußt sie trösten, kehre ich von dem Felsen nie mehr zurück.“

„Johannes, deine Schwester soll wissen, daß wir den gefährlichen Gang thun, sie soll selbst entscheiden, ob wir Beide gehen, oder einer bleiben soll, und sie wird uns Beide nicht hindern, denn wir wollen ja den Kaiser retten und Gottes Schutz wird es geschehen lassen.“

In tiefem Gebete kniete Lisbeth neben dem Vater, da traten die beiden Jünglinge zu ihnen, und mit leisem Worte theilten sie den Geliebten ihren Vorsatz mit. Lisbeth ward bleich wie eine Leiche, und vermochte kein Wort zu sprechen vor plötzlichem Schrecken. Vater Andreas aber umschlang Beide, und drückte sie fest in seine Arme.

„Vater, theurer lieber Vater,“ rief Johannes, „gieb mir deinen Segen, laß mich ziehen dort hinauf. Eine innere Stimme sagt mir, daß ich ihn retten werde unsern Wohlthäter, und nicht untergehen kann bei dieser That. Du aber, Martin, bleibe hier, bleibe bei Vater und Schwester. Es wäre ja doch möglich, daß mein Leben verloren ginge für die Rettung unsers Kaisers, wer sollte dann unsre Lieben trösten, fänden wir Beide den Tod?

Macht den Abschied kurz, die Zeit ist kostbar, lebe wohl, mein Vater, lebe wohl, Schwesterherz, — Gott sei mit dir, Martin!" —

„Nein, bei Allem was heilig ist," rief Martin, „ich weiche nicht von dir. Der Vater im Himmel, der das flüchtige Gemslein erhält auf hoher Alp, der wird auch unsre Lieben nicht verlassen. Sprich kein Wort mehr, Johannes, ich gehe mit dir. Und du, Lisbeth, meine geliebte Braut, kannst du mir zürnen, daß ich den Bruder nicht verlassen will? — Da sank Lisbeth an die Brust des Bruders, bleich, als sei alles Leben entflohen; mit wehmüthigem Auge schaute sie lang in das Antlitz der beiden Theuern, als wollte sie sich ihre Züge noch einmal recht einprägen zum ewigen Andenken. Dann aber sprach sie plötzlich mit leiser Stimme: „Geht jetzt Beide, vollbringt was ihr euch vorgenommen, mein Gebet soll euch geleiten."

„Glück auf, Martin!" rief der muthige Johannes, „so sei es in Gottes Namen. Nochmals leb' wohl, Vater, auf Wiedersehen, mein bleiches Schwesterlein."

Die Menge der Thalbewohner hatte sich schon längere Zeit um die Abschiednehmenden gesammelt, und tausend Gebete stiegen empor, daß es den muthigen Jünglingen gelingen möge, den Kaiser zu retten. Die ältesten Jäger aber schüttelten die Köpfe, und meinten unter einander: „die kehren nicht wieder." Als daher die Jünglinge mit ihren Alpenstäben durch das versammelte Volk

schritten, wollte jeder ihnen noch die Hand zum Abschiede reichen. Erzherzog Sigmund aber, der von dem Vorhaben derselben vernommen, ließ Beide vor sich bescheiden, und allen Rang und Stand vergessend, umarmte sie der edle Greis, und wünschte tausend Segen den Verwegenen.

Eine furchtbare Stille trat ein, als man die Jünglinge zur steilen Höhe hinaufklimmen sah, als sie bald verschwanden, bald wieder hervorkamen in den vielfachen Windungen und Krümmungen, welche sie einschlagen mußten. Es war der letzte Versuch zur Rettung des Verunglückten, entweder war er verloren und die zwei edelsten Jünglinge mit ihm, oder, das weite Reich, welches Maximilian regierte, hatte den Verlust des besten Kaisers nicht zu beklagen.

Sechszehntes Kapitel.

Die Rettung.

Unser Leser wird gern wissen mögen, wie der kühne und jagdlustige Maximilian in so grauenhafte Gefahr gerathen konnte; wir halten es daher für unsre Pflicht, in unsrer Geschichte zurückzugehen, und dem Kaiser zu folgen bis zur Stelle, wo wir ihn zum Tode bereit, verlassen haben.

Maximilian war mit dem Erwachen des Tages von Innsbruck aufgebrochen. Nur mit wenigen Begleitern erstieg er das Gebirg, um zeitig nach Zirl zu kommen. Ohne Absicht, sich mit der Gemsjagd zu ergötzen, sondern lediglich seinem Versprechen gemäß, als Gast bei der Hochzeit zu erscheinen, stieg er rüstig vor seinem Gefolge bergauf, und mit dem ersten Sonnenlichte befand er sich bereits in der hohen Alpenregion, zwischen Felsen und Zacken, bedeckt von Schnee und Eis. Da erblickt sein geübtes Auge auf der neben ihm aufsteigenden Martins-

wand eine stattliche Gemse, welche Wache stand, während die Heerde weidete. Die Gemsen finden sich nämlich selten vereinzelt, sondern leben in kleinerer oder größerer Anzahl beisammen, wobei sie eine förmliche Wache ausstellen, wozu sie immer eins der vorzüglichsten Thiere erwählen. Mit scharfem Auge überblickt dieses von hoher Klippe die ganze weite Gegend, und giebt herannahende Gefahr durch ein lautes, gellendes Pfeifen zu erkennen. Kaum sieht der Kaiser das Wild dort auf der Höh, als er nach seiner Armbrust verlangt, und als er diese erhalten, ohne sich um seine Leute zu bekümmern, mit schnellsten Schritten zur Martinswand empor stieg.

Doch gar bald hatte das flüchtige Wild den Jäger erspäht und floh mit Windeseile von Klippe zu Klippe. Keine Gefahr achtend, folgte ihm der kühne Kaiser, Schluchten und Abgründe überspringt sein Fuß, immer höher klimmt er empor, sich nur hier und da an verkrüppeltem Strauchwerk festhaltend. — Da steht er endlich oben auf dem höchsten Gipfel der Martinswand, mit Behendigkeit schwingt er sich über die schroffe überhängende Wand, um dort hinabzuklimmen, da giebt ein Stein unter der Springstange nach, und der Kaiser fällt zwei Klafter lang hinab — von hier aus kann er nicht mehr weiter. —

Es war um die achte Stunde Morgens, als das Unglück geschah. Ein Blick reichte hin, um dem, des Gebirges kundigen Maximilian zu sagen, daß hier kein

Entkommen möglich sei, daß die Steinplatte, auf welche er gebannt, sein Grab werden müsse. Die Stellung, in welcher er sich fortwährend halten mußte, war außerordentlich anstrengend, alle Flechsen und Muskeln seines Körpers waren angespannt, das Auge gezwungen in die grauenhafte Tiefe hinabzublicken. Die Sonne brannte ungehemmt auf das nackte Gestein, und machte die Qual des Kaisers zur Folterpein.

In der That, so mancher Andere hätte sich hinabgestürzt von der Höhe, um die fernern Leiden durch einen raschen Tod sich zu ersparen, allein Maximilian war fest, und glaubte an den Lenker aller Schicksale im Himmel, der auch ihm zu helfen vermöchte aus Noth und Gefahr. Schon befand er sich fast zwei Stunden in der qualvollen Lage, als er den Hochzeits-Zug im Thale bemerkte, und bald nahm er wahr, daß man um seine Gefahr wisse. — Graf Sonnenburgs Worte: „Seid ihr es, unser Herr Kaiser, der da oben steht, so gebt uns ein Zeichen, wie wir euch retten mögen aus eurer Noth," vernahm er gleich das erste Mal, und schnell nahm er sein blinkendes Wehrgehänge, band an dieses ein Blatt aus der Schreibtafel, welche er stets bei sich trug, und warf es hinab. Aber der Wurf war zu matt, eine vorhängende Klippe fing den reichen Schmuck auf. Und zum zweiten Male ertönt Sonnenburgs Ruf. Da faßt der Kaiser die Armbrust, windet um die Sene ein zweites Blatt, und wirft sie mit aller Kraft hinab; doch nicht bis zum Grün der

Alp gelangt das Geschoß, zerschmettert in Stücken, fällt mit ihm des Kaisers abermalige Hoffnung in eine Felsenspalte. Und zum dritten Male schallt der Ruf aus der Tiefe.

Da reißt der Kaiser die kostbare Ordenskette von der bang klopfenden Brust, ergreift ein schweres Stück Granit, auf welches er mit dem kostbaren Schmuck sein letztes Blatt Pergament befestigt, und in weitem Bogen schleudert er es bis über die Felswand hinaus. Seine Kniee und Arme zittern und beben von der ungeheuern Anstrengung, die ihn fast wanken macht auf der schmalen Platte.

Bald aber sah der Harrende mit großer Freude, daß sein letzter Wille richtig angekommen sein mußte unten, er sah das ganze Thal belebt, hörte das Glöcklein zu Zirl. — Auch tönte nach kurzer Zeit das verlangte Zeichen seiner Jäger, und am Ufer des silbern das Thal durchschlängelnden Inn's, erblickte er den Geistlichen mit der heiligen Monstranz. Zum Tode bereit, kniete der Kaiser nieder, und bat Gott um Vergebung seiner Schuld, da sein Stündlein gekommen sei. — Und als der zweite Schuß ihm andeutete, daß er jetzt den Segen empfangen solle, beugte er sein Haupt in Demuth und gläubiger Hoffnung.

Nach der heiligen Handlung schwanden seine Kräfte von Augenblick zu Augenblick. Längst schon war die Mittagszeit vorüber, die Sonne beginnt sich bereits zu

neigen, da sinkt der edle Maximilian, zum Tode matt, zusammen auf das harte Gestein und sein Auge wird dunkel, als nahe sich ihm bereits der Engel des Todes, ihn zu erlösen von seiner Qual. —

Doch wenn die Noth am größten, da ist die Hülfe am nächsten.

„Holla Herr Kaiser, lebt ihr noch!" ruft plötzlich eine Stimme neben dem unglücklichen Herrn. Der Kaiser erhebt schnell das Haupt und als er vor sich den bekannten Johannes Zipser erblickt, spricht er voll froher Hoffnung: „ich lauer." Und wie er sich erhebt, sieht er, daß über ihnen der Martin auf einer Felsenzacke hängt und das Seil hält, an dem der verwegene Johannes herabgeklettert.

„Ihr seid gerettet, mein Herr und Kaiser," sprach Johannes, „aber keine Minute haben wir zu verlieren, soll Alles gut gehen." Mit diesen Worten legt er dem Kaiser an Händen und Füßen Steigeisen an, schlingt das Seil um dessen Leib, und nachdem er den verschmachteten Herrn aus der mitgebrachten Flasche mit frischem Trunke gestärkt, hilft er ihn erst hinauf zu dem Gefährten, von dort aus geleiten die Jünglinge den Geretteten auf schwindelnden Wegen zur sichern Höhe, und hier, die Arme um die muthigen Retter geschlungen, ruft der Kaiser, das Auge voll Freudenthränen, aus: „O nun gehts heim."

Und von dem Thale aus schallte tausendfältiger Jubelruf, daß es weithin hallte, von Berg zu Berge.

Von allen Seiten strömte die Menge dem kaiserlichen Herrn entgegen, mit leuchtenden Blicken sich an seinem Anblicke weidend. Der greise Erzherzog ließ sich ihm entgegen tragen einen Theil der Höh, und umschlang mit freudezitternden Armen den theuren Neffen.

Nie ist wohl ein herrlicherer Triumphzug gefeiert worden, als der, welchen Maximilian im Thale zu Zirl hielt. Sein Herz schwelgte in Freude, dem Leben wieder anzugehören, ihm war es, als sei er neu geboren, und alle überstandene Gefahr vergessend, mischte er sich unter den Jubel seines treuen Volkes. Wie schüttelte er da so traulich Jedem die Hand, wie erzählte er ihnen so oft die Geschichte seiner Gefahr. Es konnte kein rührenderes Bild geben, als den edlen Maximilian in der Mitte seines Volkes, er war ihnen ein milder Vater, der, von schwerer Krankheit genesen, wieder unter ihnen wandelte. Und so schritten denn die biedern Leute ohne Zwang mit höflichem Gruß an den Hofherrn vorüber und näherten sich dem Kaiser so viel als möglich, um ein Wort oder einen Blick von ihm zu erhalten.

Doch was spricht der Kaiser jetzt so angelegentlich mit seinem Oheim, warum treten auf seinen Befehl die Ritter und Herren um den Sessel, auf den er sich niedergelassen? — Da bilden auf Befehl Sonnenburgs die Jäger und Wachen einen weiten Kreis und Maximilian wirft suchend sein Auge umher. Und als er nicht findet, was er wünscht, ruft er den Herold des Erzherzogs

Sigismund und sagt diesem einige Worte. Da tritt dieser mitten in den Kreis, hebt den goldnen Stab und ruft mit lauter vernehmlicher Stimme: „Des Kaisers Majestät, unser gnädigster Herr Maximilian, entbietet seine Retter aus großer Gefahr, die Jünglinge Johannes Zipser und Martin Schwatzer, vor sein Angesicht, um zu vernehmen, auf welche Art kaiserliche Majestät deren Liebesdienst zu lohnen gewillet sei.“

Doch nicht im Kreise der Menge, welche harrte, was sich da begeben sollte, befanden sich die Gerufenen; an der stillen Hütte standen sie bei ihren Lieben. Lisbeths lilienblasse Wange erglühte wieder von den Rosen der Freude, voll Seligkeit ruhte Andreas an dem Herzen des herrlichen Sohnes.

„Ihr habt den Kaiser gerettet,“ rief er, „Segen über euch, meine Söhne, denn diese That wird Gott im Himmel reich lohnen auf Erden und Jenseits. O du allliebender Vater über den Sternen, was sind die Qualen meiner Gefangenschaft, die Schmerzen der Folter gegen diese Stunde? Wo ist ein Vater im weiten deutschen Reiche, der eine Freude an seinen Kindern erlebte, wie die meinige, wer möchte zweifeln in Noth und Gefahr, da die erlittenen Schmerzen so reich vergolten werden?“

Der Jubelruf: „Johannes!“ „Martin!“ schallte jetzt laut zu ihnen herüber. „Hört ihr, Kinder,“ rief stolz Andreas, „es sind eure Namen, die sie ausrufen.“ Und

immer näher kamen die Stimmen, herbei eilten die Jünglinge des Thales, die Retter des Kaisers vor dessen Angesicht zu führen.

Als hätten beide eine Schuld begangen, so standen sie mit gesenktem Haupte in dem Kreise, den das Volk gebildet. Ein Beifallsgemurmel ging von Munde zu Munde, und wäre bestimmt zum lauten Freudenjubel ausgebrochen, hätte es nicht die Ehrfurcht an diesem Platze und Augenblicke gehemmt. Maximilian erhob sich und schaute mit langem, seelenvollem Blicke auf die schönen Gestalten der beiden Jünglinge; sie, die vorher mit kühner Todesverachtung von Klippe zu Klippe geklettert, die offen und frei ihm dort oben in's Auge geschaut, sah er jetzt vor sich das Antlitz von dunkler Röthe überzogen, die Wimpern zur Erde gesenkt.

„Johannes Zipser und Martin Schwatzer," sprach der Kaiser nach einer Pause, „tretet näher und beugt euer Knie vor uns, euerem Herrn und Kaiser. Wir haben schon in Innsbruck gesehen und erfahren, daß euer Herz der Tugend und Frömmigkeit, namentlich aber der Liebe zu eurem Vater wohl zugethan. Heut aber hat sich die Liebe und Treue zu eurem angestammten Fürsten gar herrlich bewährt, und unser Stündlein hätte wohl schon geschlagen, würdet ihr nicht mit Lebensgefahr uns errettet haben. Wir sind euch für diese That zu aller Huld und Gunst verpflichtet, und thun hiermit allen Anwesenden unsre Willensmeinung kund:

„Es sollst du Johannes Zipser von dieser Stunde an „Hans Hollauer von Hohenfelsen" geheißen werden, zum Andenken deiner ersten Worte, so du uns zugerufen, und weil jener hohe Felsen unser Grab geworden, ohne deine Treue. Und wir wollen dir Helm und Wappen anfertigen lassen und soll darin ein springend Gemslein mit dem Alpenblümlein enthalten sein." —

„Du aber," fuhr Maximilian gegen Martin gewendet fort, „mögest fortan nach dem Ausruf unserer Sehnsucht, als wir aller Fährlichkeit entronnen, „von Oheim" genannt werden, auch bist du gehalten, in deinem Wappen einen Gemsenschädel mit sieben Blutstropfen, als ein Sinnbild unsrer Gefahr zu führen."

„Und sollet ihr von heute an aller Orten, so weit unser Land und Regiment gehet, als freie adelige Leute betrachtet sein, sammt Siegel und Helm für Kinder und Enkel, zu schreiben, zu unterschreiben und euch dessen aller Orten zu gebrauchen."

„Ferner, befehlen wir hiemit, daß auf der Stelle, wo wir euch dieß verkünden, ein festes Schloß aufgeführt werde. Unser geliebter Oheim, Erzherzog Sigismund, wird den Bau desselben noch in diesem Jahre beginnen lassen, und soll dasselbe eine echt ritterliche Burg mit Thurm und Zinnen werden. Binnen zwei Jahren ist der Bau zu vollenden, und bestimmen wir dann, daß dieselbe mit allen Einrichtungen, und einer besondern Schankung

in blankem Golde, unsern lieben Getreuen, so uns gerettet, als ein Geschenk für sie, und deren Kinder und Kindeskinder zum Eigenthum gehören solle, worüber wir eine vollständige Urkunde noch morgen verfassen werden."

Nach diesen Worten erhob der Kaiser die in sprachloser Rührung vor ihm knieenden Jünglinge, und jetzt ließ sich die Freude der treuen Thalbewohner nicht mehr zügeln, sondern sie priesen laut den edlen Landesvater und seine muthigen Retter.

Des Abends goldnes Roth färbte bereits das Thal, da ertönte abermals das Glöcklein zu Zirl, und eine Procession zog in die festlich geschmückte Kirche. Und das war der Hochzeitszug Martins und Lisbeths. Das kaiserliche und erzherzogliche Gefolge hatte sich angeschlossen. Herr Maximilian aber geleitete, treu seinem Worte, die holde Braut zum Altare. Und es blieb kein Auge trocken, als der greise Pfarrherr mit feurigem Worte die Schicksale und Wendungen berührte, welche dem glücklichen Zeitpunkte, der heut ein tugendhaftes Paar vereine, vorangegangen seien. — Wie ein Sohn seinen Vater, hielt der edle Maximilian den vor Freude bebenden Andreas in seinen Armen, als Braut und Bräutigam die Ringe wechselten.

Und als die heilige Handlung verrichtet, und die Menge die Kirche verlassen hatte, begann die Sonne bereits zu sinken, aber des Mondes bleiche Scheibe schwebte hervor über die Berge. Da reichte der Kaiser den treuen Thalbewohnern die Hand zum Abschiede. Und von Höhe

zu Höhe flammten, dem Scheidenden zu Ehren, helle Freudenfeuer auf, daß die Felswände in rothem Lichte hervortraten, und tausendstimmig hallte der Ruf bis hinauf, wo des Mondes Schein auf blauem Gletscher sich spiegelte: „Gott erhalte unsern Kaiser."

Friede und Freude folgte den Neuverehelichten und den Ihrigen auf allen Wegen. Als nach drei Jahren der Kaiser wieder in dem Thale einkehrte, fand er zwei holde Paare in einem stattlichen Schlosse, denn auch Johannes hatte seit einem Jahre sich in den Stand der Ehe begeben. Als der kaiserliche Freund aber nach Andreas fragte, führten ihn die Männer mit stillem Schmerze in den Schloßgarten, dort ruhte unter einem Grabmale von weißem Marmor, umringt von Rosen und Lilien, der Dulder Andreas.

Schluß-Kapitel.

Es begab sich im Spätsommer des Jahres 1490, zur Zeit, wo aller Schnee von den Bergen geschmolzen, als einige Gemsjäger, auf der Höhe des Solsteins, das Gerippe eines Mannes fanden. Dasselbe saß, nur mit wenigen Ueberresten der vorigen Kleidung bedeckt, eine verrostete Armbrust in der Hand, auf einem Felsblocke. Schneewasser und Luft hatten alle Theile des Körpers bis auf die Knochen zerstört. Als die Jäger das Skelett näher betrachteten, fanden sie den einen Schenkel desselben zerbrochen. Es war also wahrscheinlich, daß der Unglückliche, welcher hier gestorben, von der Höhe gestürzt sei, und durch das zerbrochene Glied gehindert, nicht weiter steigen konnte. Hunger, Durst und namenloser Schmerz ließen ihn hier einen grauenvollen Tod erleiden. „Gott hat gerichtet,“ sprachen erschüttert die Jäger, als sie an den Waffen, Armbrust und Jagdmesser erkannten, daß der alte Veit hier sein Ende gefunden. Sie beteten einen

kurzen Spruch zum Wohle seiner Seele, und flohen dann schaudernd von der unheimlichen Stelle. —

Toni Heinzenberger aber, des Verunglückten Bundesgenosse, durch des Kaisers Milde begnadigt, wurde Soldat. Mehrere Jahre nach der Zeit seines Verbrechens, sandte er an Martin, Johannes und Lisbeth seine letzten Grüße; er fand den langgewünschten Tod auf dem Bette der Ehre, im heißen Kampfe für seinen Kaiser und das Vaterland.

Inhalt.

	Seite
Erstes Kapitel. — Die Hütte im Zirler-Thale	5
Zweites Kapitel. — Die Rache -	15
Drittes Kapitel. — Der Gefangene	19
Viertes Kapitel. — Der Weg des Lasterhaften	25
Fünftes Kapitel. — Das Verhör	33
Sechstes Kapitel. — Fürstenhuld.	38
Siebentes Kapitel. — Das Wiedersehen	47
Achtes Kapitel. — Die Kapelle	53
Neuntes Kapitel. — Des Sünders Verzweiflung	61
Zehntes Kapitel. — Trost und Hoffnung	64
Eilftes Kapitel. — Die Folter . . . . , .	68
Zwölftes Kapitel. — Die Genesung	79
Dreizehntes Kapitel. — Der Ausgestoßene	82
Vierzehntes Kapitel. — Die Rückkehr	85
Fünfzehntes Kapitel. — Der Ostermontag	90
Sechszehntes Kapitel. — Die Rettung	106
Schluß-Kapitel . :	117

Druck von J. F. Rietsch in Landshut.